



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





SYLVESTER LORD GLENBERVIE.

~~UN5 161 a. 12~~



Vet. Ger. II A. 76



G. X.
R







Briefe,

antiquarischen Inhalts:

Αγώισμα μαλλον ἐς το παραχρημα
ἀκκεν ἢ κτημα ἐς ἀει —

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Erster Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai. 1778.



UNIVERSITY

9 NOV 1950

OF OXFORD

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es blosser Zänkereyen über mißverständene Meinungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß
er

Vorbericht.

er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — *Vide quam sim antiquorum hominum!* antwortete Cicero dem Iuven Attis

Vorbericht.

Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Komplimentler ton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die

Vorbericht.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsuchtige, der Verbeher, ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken,

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Erster

Erster Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgen des einzurücken.

Herr Klok soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich

(*) Beitrag zum Reichspostreuter St. 45.

Nich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Dem es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schliessen Vorsatz und Lücke aus, und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fleischen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worinn besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr K o h schreibt: „Wie hat es einem unsrer besten Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) einfallen können, zu sagen, daß man sogar vieler Gemählde nicht erwähnt finde, die die alten Mahler aus dem Homer gezogen hätten

„hätten, und daß es nicht der alten Artis-
„sten Geschmack gewesen zu seyn scheine,
„Handlungen aus diesem Dichter zu mah-
„len? Die Homerischen Gedichte waren
„ja gleichsam das Lehrbuch der alten
„Künstler, und sie borgten ihm ihre Ge-
„genstände am liebsten ab. Erinnerete
„sich Hr. Lessing nicht an das große Ho-
„merische Gemählde des Polygnotus, wel-
„ches zu unsern Tagen gleichsam wieder
„neu geschaffen worden ist? Unter denen
„vom Philostratus beschriebenen Gemähl-
„den sind drey Homerische, und die vom
„Plinius kurz angezeigten kann jeder
„leicht finden. Unter den Herculianischen
„Gemähliden ist eines, welches den Ulysses
„vorstellt, der zur Penelope kömmt.
„Von halb erhabnen Werken will ich nur
„die merkwürdigsten anführen, u. s. w.

Ich könnte zu dem Recensenten sagen:
Hier sehe ich blos, daß Herr K l o ß nicht
meiner Meinung ist, daß ihn meine Mei-
nung befremdet; aber er sagt nichts von
Fehl

Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recensent könnte antworten: Was Herr Kloß keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Kloß selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Kloß beliebe zu überlegen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind: Gegenstände mahlen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so mahlen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemählde Homerische Gemählde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemählde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beispiele, welche Herr Klok mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämet haben, sie Herr Klok zu vorzuhalten. Ich würde mich geschämet haben, zu verstehen zu geben, Herr Klok habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da befallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was

Was das sonderbarste ist: ich habe diese Beispiele fast alle selbst angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoön angeführt, dem Hr. Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführt habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leser auf den Fabricius (*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Sorglich; habe ich diese Beispiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet gesagt, „es scheine nicht „der Geschmack der alten Artisten gewesen

(*) Bibl. Graec. Lib. II. c. VI. p. 345.

„sen zu sehn, Handlungen aus dem Ho-
 „mer zu mahlen,“, ich ganz etwas anders
 damit muß gemeinet haben, als das, was
 diese Beispiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine
 es noch, daß so sehr die alten Artisten den
 Homer auch genußt, sie ihn doch nicht auf
 die Weise genußt haben, wie Caylus will,
 daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Cay-
 lus will, sie sollen nicht allein Handlun-
 gen aus dem Homer mahlen, sondern sie
 sollen sie auch vollkommen so mahlen, wie
 sie ihnen Homer vormahlt; sie sollen nicht
 so wohl eben die Gegenstände mahlen,
 welche Homer mahlt, als vielmehr das
 Gemählde selbst nachmahlen, welches
 Homer von diesen Gegenständen macht;
 mit Benbehaltung der Ordonnanz des
 Dichters, mit Benbehaltung aller von
 ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Ar-
 tisten nicht gethan zu haben, so viel oder
 so wenig Homerische Gegenstände sie auch
 sonst

8 Antiquarischer

sonst mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homerische Gemählde, weil sie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eignen Kunst, nicht nach dem Beispiele einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

Hingegen die Gemählde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemählde zum Homer, als Homerische Gemählde, als Gemählde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begriff, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klokische.

Herr Klok hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen,
ren,

ren, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer besten Kunstrichter-macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

Zweiter Brief.

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klok ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind,
und

10 Antiquarischer

und Klok ein gar zu berühmter Name geworden. Es sey so, wie sie meinen!

Aber ich muß bey der ersten wieder anfangen. Herr Klok fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemählde des Polygnotus?“

In der Lesche zu Delphi waren zwey große Gemählde des Polygnotus. Welches meint Herr Klok? das im Hereintraten rechter, oder linker Hand? Nach seinem Allegate (*) muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge andere Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemählde gefolgt; einem Lescheus, einem Stesichorus. Wie kann es also

(*) Pausanias L. X. p. 859.

also Herr Kloß ein Homerisches Gemählde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee: aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemählde nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten *Nynias* und *Nosti* gefolgt ist. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre besser gewesen, Herr Kloß hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

In beiden Gemähldeñ hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten; ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eignen Erfindung mit einzumischen.

ſchen. Eine Freyheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellung aus der Trojanischen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klotz dieſe Vorſtellungen alle, meines wegen immerhin Homerische Vorſtellungen und Gemählde nennen mag. Aber noch einmal: was haben dieſe Gemählde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchichte genommen ſind, aus welcher Homer die ſeinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemählden zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlicherer Dinge geſagt, zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt: ich habe

habe in Beyspielen gezeigt, was für mahlerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, sie blos darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyspielen gewiesen, wie sie es anfangen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem sich Canlus nichts träumen lassen. —

Nothwehr entschuldiget Selbstlob. —

Drit.

(*) Laokoön S. 227/231.

(**) Laokoön S. 219/223.

Dritter Brief.

Ich komme also zu der zweiten Bestreitung des Herrn Kloß. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu mahlen, sind leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch meine Feder werden würde.“

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Kloß vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte, oder unsers beiderseitigen Zutratens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu mahlen: was betreffen sie? Die Ho

Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen; oder alle zusammen, in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caenlus schlug nicht bloß den neuern Artisten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Benbehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemahlt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden seyn würde; daß sich der ganze mahlerische Geist des Dichters darinn zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in mel-

chent

(*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert.
p. 26. 27.

dem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das mahlerische Talent besitze, dienen könnte: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

“Vors erste wendete ich ein: (*) daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeitet, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Mahleren diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar sey; daß folglich, — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmal sich mit einander vermische, — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was

(*) Laocoon XII.

Was antwortet Herr Kloß auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Kloß nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutscher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Kloß den Pinsel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich unmeisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indes seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich, — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemählde

ana

ansehen kann, daß das, was man darinn sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemählde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu mahlen, daß sie von zwey oder mehrern Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe sie unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahlerische erwiesen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zwentens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verlohren gehen müßten, durch welche sich bey dem Dichter die Götter über die Menschen auszeichnen.

Auch

Auch dieses ist leicht zu beantworten? Und am besten mit dem Pinsel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führet: schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und spielend meine Widerlegung dahin troquieren. Doch meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können. — Indesß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinwand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, daß sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach,
in

in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und broddingnatisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sey, progressive Gemälde wären; die eigentliche Malerey aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch ist diese Einwendung für unwidersprechlich halte, bloß weil sie auf das Wesen der verschledenen Künste gegründet ist! Herr Klok muß über mich lachen; und wenn Herr Klok vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter seyn, als den
 Pan:

Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemählde darzuſtellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

Bierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhniſche. — Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, ſich gegen einen ſtolzen und kahlen Entſcheider des höhniſchen Tones zu enthalten?

Aber

(*) Laokoön XV.

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klok unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemählde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagenen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemählde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemähl-

mählben sehr schäßbare Kunstwerke darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Canlus aus dem Mählbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemählde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.

Fünfter Brief.

Sie bestehen darauf, daß Herr Aloß diese Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beispiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

Gut,

Gut, daß sie auf dieses Beispiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beispiel, sagt Herr Kloß, anzuführen: so verwirft Lessing des Grafen Caylus Vorschlag, die Bewunderung der Trojanischen Greise über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu mahlen. Er nennt diese Episode einen eckeln Gegenstand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemahlte Susanna, nebst den beiden verliebten Alten gesehen, ob ihnen dieser Anblick eckelhaft gewesen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeugt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu geben? Mahlt der Künstler einen solchen Greis verliebt, so ist das lächerliche Bild fertig. Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van der Helst: belehren uns, daß

„daß auch der Kopf eines alten Mannes
 „gefallen könne. Ueberhaupt ist das,
 „was Herr Lessing von den jugendlichen
 „Begierden und Caylus von gierigen
 „Blicken sagt, eine Idee, die sie dem
 „Homeraufdringen. Ich finde keine
 „Spur davon bey dem Griechen, und
 „der alte Künstler würde sie ohne Zwei-
 „fel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahr-
 heiten andichten, und diesen angedichteten
 Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge
 entgegen setzen, einen widerlegen heißt:
 so versteht sich in der Welt niemand besser
 auf das Widerlegen, als Herr K. L. O. K.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vor-
 schlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Epi-
 sode einen eckeln Gegenstand genannt
 habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer
 die Idee von jugendlichen Begierden auf-
 gedrungen habe.

Nur

Mur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: - daß ist bey alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafens Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeschlagene Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojanischen Greise machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müsse? Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemählde der Helena noch ihren Schleier lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne, Ich habe nur bes
haupt:

hauptet, daß dieſes Stück nicht der Triumpf der Schönheit ſeyn würde, ſo wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück ſich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten würde; weil wir dort erſt aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieſes Beiſpiel zeigen wollen, welcher Unterſchied es ſey, in dem Geiſte des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artiſt des Canlus hätte den Homer gemahlt: aber Zeuxis mahlte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtlich innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzt: anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht bloß nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwand-

wandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide wer da will: aber er verstehe mich nur erst: Ich will nichts ausserordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts abgeschmacktes sagen. — Doch weiter. —

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eckeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus sie gemahlt wissen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, so gar ein eckler Gegenstand sey. Ist er das nicht?

nicht? Ich denke noch, daß der es ist; Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwärmen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Eckel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingrediens deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dünnen Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man mahle ihn verliedt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen,
und

und er ist eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den Trojanischen Greisen des Canlus: aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Kloß sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt (*) „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Eckelhafzen) nicht zu machen; denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden.,,

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Kloß denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen.

(*) Laokoön S. 221.

stellen, an dem er seine Fächterstreich-
 zeigen könne? warum gerade ich der Blöds-
 sinnige seyn muß, dem er Dinge vordocis-
 ret, die das Auge von selbst lernet, die
 zu begreifen schlechterdings nicht mehr
 Menschenverstand erfordert wird, als um
 von eins bis auf-drey zu zählen? „Kann
 „man denn keinen alten Mann vorstellen
 „ohne ihm dürre Beine, einen kahlen
 „Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu
 „geben? „Welch eine Frage! und in wels-
 chem Tone gethan! und in welchem Tone
 sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar
 „Denner und Bartholomäus van der
 „Helst belehren uns, daß auch der Kopf
 „eines alten Mannes gefallen könne.,
 Also bis auf Balthasar Denner, bis auf
 Bartholomäus van der Helst, wußte das
 in der Welt niemand? Und wen es nicht
 dieser Balthasar und dieser Bartholo-
 mäus gelehrt hat, der weiß es noch
 nicht? Ich bin wirklich so eitel und glau-
 be, daß ich es auch ohne diese Meister-
 wissen

wissen würde; ja ohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klop: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, daß er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indes zeigte seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzu ausdrückliche Geflossenheit verriethe, seine Leser wider mich einzunehmen.

St

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klok: (*)
 „Ich gebe es Herr Lessingen gern zu, daß
 „wenn Dichter und Künstler die Gegen-
 „stände, welche sie mit einander gemein-
 „haben, nicht selten aus dem nehmlichen
 „Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre
 „Nachahmungen oft in vielen Stücken
 „übereinstimmen können, ohne daß zwi-
 „schen ihnen selbst die geringste Nachah-
 „mung oder Beeiferung gewesen. Aber
 „ich möchte diesen Satz nicht allzu sehr
 „ausgedehnt haben.“ Bin ichs, der ihn
 allzu sehr ausgedehnet hat? Wozu mein
 Name hier, wenn er dieses nicht zu ver-
 stehen geben will? Der Satz enthält eine
 Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst
 gemacht habe, und auf die ich mich im
 Laos

(*) S. 170.

Laokoön blos gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Kloß sagt, daß er sich einer Münze des Antonius Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern blos die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr hergehoben wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Kloß durch mich gekrönt zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders

(*) S. 203.

ders. gewidmet ist. „Dieser Stein, schreibt er, „ist gleichfalls aus der Sammlung des Hrn. Casanova, und auch von ihm gezeichnet. Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche bengefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet.“

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem aufstiegender Haare, zweydeutigen Geschlechts: Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig;
ich

ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klopf einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Lesen Sie indes nur die Stellen meines Laokoon. —

Sie

Siebender Brief.

Vergessen hatte Herr Klopf meine Einschränkungen wohl nicht; aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.“ Lieber also schlecht weg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheint uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung
dieser

dieser Art; sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr misslingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologist hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsätze der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien

Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artist, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß alles bilden können. Wen verleitet sein Können, nicht öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artist meistens für andere, von denen er nicht fordern kann; daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmdalich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können; und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, des nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlet, kann mich so verstehen.

Ich

Ich that alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Artikeln ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich, (*) keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn einer, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nemlich als Künstler nicht, freywillig nicht; so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine auffer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter, Er wird also

(*) Lafoon S. 105.

also mit der ersten mit der besten Figur der Kenner widerlegen zu können glauben, u. s. w.

Das ist keine igt erfundene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widersprüchen vorzukommen; aber was kümmert das Herr Kloken, und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verboten; um zu zeigen, daß er ein Paar armselige Beispiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sey aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe: sie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Classe erhalten, in die sie gehören.

Welches Zucken, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Kloke noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den
Antis

Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit einzeln Beispielen auf mich ein stürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Berwort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.“ Dem ohngeachtet kommt Herr Klok, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezoogen, auf welchen Canlus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache,

(*) Laetoon S. 17.

sprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Spiegel, gleichfalls dahin. (*) Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtigt, sie mehr für eigenfönnige Symbole der Besitzer, als für freiwillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klok kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meinung

(*) Laokoön S. 198.

nung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr N i e d e l, wie Herr K l o g sagt, (*) soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr N i e d e l aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Surien an zwey Orten. An dem erstern

(*) S. 242.

stern (*) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimmt sich sogar ihret gegen den Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunst Furien gefunden. (**)
 „Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Beyspiele des Herrn Klotz zu seyn.

Diese Stelle führt Herr Klotz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Kiedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden:

Sie lautet so: (***) „Herr Lessing behauptet, daß die alten Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Ist muß ich ihm,
 „nach:

(*) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 45.

(**) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

(***) S. 136.

„nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, aber aus
 „seinem andern Grunde, als Herr Klok.
 „Es ist hier dem Hrn. Lessing eben das
 „begegnet, was er vom Hrn. Winkelm
 „mann sagt; er ist durch den Junias
 „verführt worden. Vermuthlich hat er
 „in dem Register der alten Kunstwerke,
 „unter dem Titel Furien gesucht und
 „nichts gefunden. Ich schlage nach
 „Eumenides; und finde, das Scopas
 „deren zwey und Calos die dritte zu Athen
 „gebildet. Man kann den Beweis im
 „Clemens Alexandrinus selbst nachlesen.„

Ich wundere mich nicht, daß Herr
 Niedeln die kleine Entdeckung, wie er sie
 selbst nennt, so glücklich geschienen, daß
 er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen
 zu müssen. Aber ich werde mich
 wundern, wenn er das, was ich dagegen
 zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich
 findet.

Wors

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil, in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier, (*) im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beispiele selbst bestärket, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte

(*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Deesses. Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Kiedel vermuthet: sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja sogar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Kiedel darinn gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beyhm Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Kiedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die vom Herrn Klok gegen mich angeführten Beispiele in keine Betrachtung

ting Kamen: wie konnte es Hr. Kiedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anberung öffentlich aufgestellt waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese, statt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dünkte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Kiedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke wie sie die Religion
besöh:

befohlen hatte, die bey den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Jurien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Niedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, sind unstreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen standen, und von welchen Pausanias ausdrücklich versichert, (**).
daß.

(*) Bey Herr Niedeln heißt er Calas. Ein unstreitiger Druckfehler; so wie in der Citation des Clemens p. 47. anstatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht bloß an einem Orte, nicht bloß in einem und eben demselben Buche, immer und ewig Zeures schreibt: so scheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu seyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn bepläufig erinnert; daß dieser Mähler nicht Zeures, sondern Zeuxis geheissen.)

(**) Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kah.

daß sie durchaus nichts Schreckliches, *и der*
Госепов, an sich gehabt. Nun sage mir
Herr Kiedel, ob Furien, welche nichts
von Furien an sich haben, solche Furien
sind, deren Abbildung ich auf die alten
Artisten nicht will kommen lassen? Ich
schreibe im Laokoon: „Wuth und Verz
weiflung schändeten keines von ihrem
Werken; ich darf behaupten, daß sie nie
eine Furie gebildet haben.“ Aus der
unmittelbaren Verbindung dieser zwey
Sätze, ist es ja wohl klar, was für Fur
rien ich meine; Furien, die in jedem
Gesichtszuge, in Stellung und Gebehrs
den, verrathen was sie seyn sollen. War
ren die Furien des Scopas und Calos
dieser Art? Es waren Furien, und war
ren auch keine: sie stellten die Göttinnen
der Rache vor, aber nicht so vor, wie wie
sie ist bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz viel
mehr, als daß sie ihn im geringsten zweis
selhaft machen sollten. Denn wenn die
Alten

52 Antiquarischer

Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was sollte ihre Artisten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzenge Gesichtern haben verleiten können? Selbst die Petrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion widersprechen.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz selbst ist, welcher mir die unschrecklichen
lichen

sichen Furien zu Athen nachgewiesen. (*) Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen: Herr Kiedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Kloß, und Herr Kloß giebt mir Waffen wider Herr Kiedeln. Sie dengen von entgegengesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehn. Ich dächte, ich schiebe gänzlich aus; so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küssen muß; ich mag wollen oder nicht: gehen Sie nur Acht!

, Neun

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III, pag. 289.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl bringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobei er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Ist lassen sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er sie den Alten zusprechen zu müssen glaubt.

Herr Klotz erklärt die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Geschicklichkeit, (*) die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in einem gewissen Ab-
 „stande

(*) Beitrag zur Gesch. der Kunst aus Münz-
 zen S. 178.

„stände zeigen.“ Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Perspectiv abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberflächliche beweiset. Fläche ist für die Malerische Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist. — Wichtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläufig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitfache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspectiv weiter nicht als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstände unserm Auge zeigen: so ist die Perspectiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspectiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie

daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, (*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der Nähe; macht ein Gemälde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabei angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmäßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefahren Augenmaasse begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann,

kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheint, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klop: „konnten die alten Schriftsteller „von einer Sache reden, die nicht da war, „und eine Eigenschaft an einem Gemählde rühmen, die niemand sahe?„ Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen

62. Antiquarischer

sehen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, (*) daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beyder nicht gern Sehen, hat ganz verschiedene Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, ob schon dieser Zeitpunkt vorbey war, den-

noch

(*) S. 96.

noch die Meister der Herkulanischen Gemälde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klok nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich

sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche; die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, (welches bey Pausanias aus dem östern *αιωθεν*, *αιωτερον* und dergleichen erhellen:) so würden diese entfernter oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg anlaufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist; er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nemlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Klok in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Alten, sagt er, ist die, von uns so genannte Militärperspektiv von oben herein, — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militärperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militärperspektiv eigentlich gar kein Perspektiv, sondern ein blosses technisches Hülfsmittel gewis-

wisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm blos erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militärperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv-ansprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militärperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Hr. Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf

auf die ihm so genannte Militärperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzusehen: „Sollten diese Zeugnisse nicht „einmal die ewigen Anklagen der Alten, „wegen der Unwissenheit der Perspektiv „vermindern?“ Allerdings sollten sie nicht: sondern Herr Alok sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaacht.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden „gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt „sehr scharf hätten nehmen wollen, so „würden sie ein allzu hohes Relief „gebraucht haben. Hätten sie das Relief „flach gehalten, so würde die Münze ohne „Geschmack, Gothisch oder nach der „Art unserer neuen Münzen ausgefallen „sehn.“

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er

er sich für einen Mahler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Fassade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? oder was heißt es? — „So würden sie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — „Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre als:

alsdenn geworden? — so würde die „Münze ohne Geschmack, gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik, und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Musen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache Relief

Relief überhaupt ohne Geschmack und Gothisch ist? O Logik, und alle Musen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnismäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; Falls ihm die Einheit des Gesichtspunktes fehle.

Gut genug; Sie wissen was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Gesichts, die Erscheinung der Größe,

Größe, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweideutig und falsch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnt ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der wesentlichen nicht stören zu lassen. Räthsel! wird Hr. Aok ruffen. Ich mache keinen Anspruch mehr.

mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem erwartigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polynnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polynnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefehr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis

bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich *M o r* fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemählde des *Cebes* gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Troß, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngern *M e r i a n*, welcher ganz von den Worten des *Cebes* abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten
bis

bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemählde, des Polygnotus zeigen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Pardeusefell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehängt hatte.

Filfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beispiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit herzubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was

Was für eine perspektivische Anordnung kann Canlus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begeben. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiedenen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen nöthig wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen; heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläufigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnere, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

„Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, daß Lucian von der perspektivischen Anordnung in einem Gemälde „des Zeuxis so weitläufig rede, daß diese
„Stelle

„Stelle bey dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden müsse!“, Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀπειναι τας γραμμας ἐς το εὐθυτατον, was ist es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die εὐκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schicklichste Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον, ist die gute Verteilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος τῶ μεγεθῶς, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων (*) προς το ὄλον, die

(*) Herr Klotz muß sich einbilden, daß er

die *ἰσωνία*, ist das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Ges

er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben „*ἴσων* *μετρῶν*: welche Lesart mir richtiger scheint, obgleich jene sich auch „vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen *μετρῶν*: der Verstand aber duldet dieses *μετρῶν*, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie vor sich hat: und ich möchte doch

wiß.

Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemäls des überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Nich

wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie bloß vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herobotus, wie Hr. Klotz citiret, sondern im Zeuxis dieses Gemälde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie des „selben sey in Rom gewesen, da das „Original, welches Sulla nach Rom „schicken wollen, im Schiffbruch un- „tergegangen,“ es das erstemal für Rom, Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemählde des Zeuxis von der Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: *ἀνω δε της εικονος, οἷον ἀπο τινος σκοπης ἰπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γυλων*: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Zungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte, scheint mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob diese Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen des alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehn, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern blos, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren,

ren,

„nen und andere dem Auge zu nähern. „
 Mein, fahler und zugleich positiver kann
 sich kein Mensch ausdrücken, als Hr.
 Kloß? Sie kann von nichts anders han-
 deln! Und gleichwohl handelt sie von et-
 was anderm. Wenn sie aber auch wirk-
 lich davon handelte, wovon Hr. Kloß sagt,
 wäre dadurch die Perspektiv der alten
 Gemählde erwiesen? Wer hat denn in
 der Welt, indem er ihnen die Perspektiv
 abgesprochen, ihnen zugleich alle verschie-
 dene Gründe, alle Entfernungen abspre-
 chen wollen? „Ist aber dieses Verschies-
 „sen, fährt Hr. Kloß fort, diese Schwä-
 „chung, oder stufenweise Verringerung
 „des Lichts und der Farbe, nicht eine Fol-
 „ge einer wohlbeobachten Perspektiv? „
 Was steht von alle dem in der Stelle des
 Philostratus? Kein Wort. Und wie
 schielend heißt es sich ausdrücken, das,
 wodurch eine Sache wirklich wird, zu ei-
 ner Folge dieser Sache zu machen? Denn
 nicht die stufenweise Verringerung des
 Lichts

lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr etne Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klokischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieser: „Ich will noch eine andere bis her unbemerkte Stelle aus dem Philostratus herschreiben: was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klokzen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Schesfer

fer genügt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klotz seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohnstreitig Du Soul: denn als er in der Keilsischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem *ομιλοῦσι ἐς θεόν* nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerern, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus dabey angeführt. *) Nun schlug Hr. Klotz selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich auf behalten sahe: so glaubte er Recht zu

*) At, si Perraultos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klogen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Hr. Klog die Anführung des Du Soul Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtigt, so läßt sich seine Anführung, durch Einschabung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denkt nun aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüstet? —

Bis

Bisher unbemerkt! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreib einmal weist, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? —

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gedraucht. (*)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Hr. Klotz der erste, welcher die Stelle des Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darinn zu finden?

(*) S. 100. deutf. Uebers.

den? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle blos von der Schar-
tirung verstanden. Die guten Leute!
Von der Perspektiv ist sie zu verstehen:
Hr. Kloß ist der erste der dieses sagt, —
und auch der letzte, hoffe ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen,
bey welcher Gelegenheit Hr. Kloß die
Ausschweifung über die Perspektiv der
Alten, in seinem Buche macht. Ohne
Zweifel bey der großen Menge geschnittener
Steine, welche sie unwidersprechlich
beweisen! Ja wohl: und wie viele mei-
nen Sie, daß er deren anführt? In al-
len, Summa Summarum, richtig ge-
rechnet, — einen. Und dieser eine ist ge-
rade der, von welchem Hr. Lippert, aus
dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt,
„daß er gewiß glaube, er sey der einzige
in seiner Art; denn unter so vielen Lan-
fenden, die er gesehen, habe er nichts ähn-
liches angetroffen, wo die Perspektiv so
wäre beobachtet worden.“

„Uebers

Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darinn zu finden versprach, als er nicht so gar unerhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte. (*)

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, (**) deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntnisse von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, (***) und hat diesen Schrift-

(*) Bibl. der sch.-Wissensch. und der fr. R. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtung über die Mahlerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

Schriftsteller bereits an Hr. Kloßen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Kloßen! Nun das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweist, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Gallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Inschriften, aus welchen Hr. Kloß seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Frenlich ist das arg: aber doch, dünkte ich, stellt sich die Deutsche Bibliothek diesen Schriftstellern ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Aufgelo,

gelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe! geglaubt, Michel Angelo sey der „Vorfertiger davon gewesen.“ Nein, das Pannier nicht wohl geglaubt haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum sollte, der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus wels

welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritiker, wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder austramen, der er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kommt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cacher de Michelange?“, Hat der Schriftsteller, den er zu Hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferstücke von verschiedenen Arbeiten desselben; und es fehlt

fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wissen, als Hr. F. der den Artikel im Fueslin von ihm gelesen. Von so einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzu gesetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar.“ Dieses versteh ich nicht! ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccarischen Platte sagt!

Und

Briefe dreyzehnter. 97

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, den er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muth werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal stosse ich auf folgende Stelle: „Beim Laokoon gedenke Hr. Winkelmann Hrn. Lessings als eines einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers“

(*) Göttingische Anzeige 22. u. 23. Stück dieses Jahres.

„stellers, bleibt aber dabei, es wahr-
 „scheinlicher zu finden, daß die Künstler
 „des Laokoon in die schönsten Zeiten ge-
 „hören; nicht zwar nach Widerlegung
 „des Lessingischen Grundes, der aus der
 „Zusammenstellung dieser Künstler mit
 „jüngern beim Plinius, und aus dem ganz-
 „zen Zusammenhange genommen ist, son-
 „dern durch Anführung zweo neuer Grüns-
 „de, von denen der eine das Alter der
 „Buchstabenzüge auf der zu Nettuno ge-
 „fundenen Steinschrift, mit dem Namen
 „des Athanodors, Agesanders Sohns,
 „der andere die Arbeit an der Gruppe
 „selbst, ist. Denn diese kömmt an den
 „Köpfen der beiden Söhne vollkommen
 „mit den beiden Ringern zu Florenz, in
 „welchen Hr. W. Söhne der Niobe ent-
 „deckt hat, überein. Da hier Hr. W.
 „seines Landsmannes Erwähnung thut,
 „so dürfte es jemanden wundern, warum
 „er nicht beim Borghesischen Fichter eben
 „desselben Deutung dieses Fichters auf den
 „Char

„Ehabrias angeführt hat; allein diese Vorr
 „benfassung gereicht dem Hn. Winkelmann
 „zur Ehre; er hätte Hr. Lessingen sagen müs
 „sen, daß er seinen Fechter mit einer Statue
 „in Florenz verwechselt hat, welche im
 „Museum Florent. Tab. 77. unter dem
 „Namen Miles Beles steht, und einen
 „ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht
 „obnixo genu scuto.“

Wer vom Himmel fiel, das war ich!
 Du hast nicht recht gelesen! sagt ich mir.
 Ich las nochmals, und nochmals: je öfter
 ich las, je betäubter ward ich. Noch
 ist weiß ich nicht, was ich anders aus
 der letzten Hälfte dieser Stelle machen
 soll, als ein christliches Präservativ, über
 den Anfang derselben nicht allzu stolz zu
 werden.

Verwechselt soll ich den Vorghesischen
 Fechter, und mit einer Statue in Florenz
 verwechselt haben? Aus Großmuth soll
 mir Herr Winkelmann diese Verwechs
 lung nicht aufgemuyet haben? Aber der
 Kes

Recensent ist so großmüthig nicht: er müßt mir sie auf. Bey allem was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbunden seyn, als dem Hrn. Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Vorgeseßten Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt: Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter diesem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stosch für einen Discobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter als für einen Discobolus, sondern für einen Soldaten erkennet, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Epabrias gesetzt.

Deu

Briefe dreyzehnter. 101

deutet; und ist diese Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Meles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Winkelmann ſelbſt, und zuerſt verwechſelt; ſeine Verwechſlung hat die meinige veranlaßt.

Kein Menſch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien geweſen; — ich habe den Fechter nicht ſelbſt geſehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das ſelbſt Sehen an? Ich ſpreche ja nicht von der Kunſt; ich nehme ja alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wolte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennt? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher

cher bey dem Perrier (Zaf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Rassei (Zaf. 75. 76.) von zwey Seiten; und in dem lateinischen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erscheinet? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Beles in dem Florentinischen Museo hingegen nicht: wie ist es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechseln können?

Endlich, worinn habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Beles, das ich dem Borghesischen Fescher angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was

Briefe dreizehnter. 103

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechtens bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwartete ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Rathmassung zu drücken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Bierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klop überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Kloß über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, ein ganz nütliches Buch für den seyn kann, welcher von der darinnabgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiedenen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das übrige zurück nehmen, so stehen die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Kloß blos aus fremden, seltenen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Preise. Aber sollte er seine eigene Landeseuse plündern? —

Briefe fünfzehnter. 105

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zu kommen zu lassen.

Fünfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Hrn. Klop, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen. —

Hr. Klop hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr haben thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der „Quellen, sagte er (*), die Unordnung „der Sachen, und einige eigene Bemerkungen
„fünf

(*) Seite 16.

Dichter redet blos von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehentzen und Hefzen; von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach.“ Und das soll Svetonius (*) versichern. Aber das Zeugniß des Svetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls blos von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reisen und Regentleibern getragen, (*gemmatas indutus pænulas*) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Klotz. Zweitens sagt auch Sveton nicht, das Caligula hier in der Verschwendung des weiblichen

(*) In Calig. c. 52.

hen Geschlechts nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sveton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die Cyflas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man die Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher schreibt Hr. Klopz „um den Ring des Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Rine

„ge gefaßten Steine hergeleitet hat, be-
 „kummere ich mich nicht.“ Sehr wohl!
 Aber warum führt er dieses Rings wegen
 den Isidorus an? Man muß den Isidorus
 oft anführen, weil er nicht selten Bü-
 cher gebraucht hat, die hernach verloren
 gegangen. Aber warum hier? Hier ist
 Isidorus der wörtliche Ausschreiber des
 ältern Plinius; Plinius ist hier die Quel-
 le (*), und diesen hätte Hr. Klotz anfüh-
 ren müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Ge-
 lehrten, über die bekannteste Sache gerä-
 de den unbekanntesten Schriftsteller anzuf-
 führen; damit sie ihre Nachrichten ja aus-
 recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt
 den Hauptort anzuführen, wo von der
 Sache, die sie erörtern wollen, geflissend-
 lich und umständlich gehandelt wird, sich
 auf Stellen beziehen, wo man dieser Sac-
 che

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4. et Libr.
 XXXVII. Sect. 1.

Briefe funfzehnter. III

die nur im Vorbengehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, der auch nicht der geringste Nebenzug entwischt.

J. E. um zu beweisen, „daß man in Rom sogar die Bildsäulen mit Ringen gezieret,“ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Hr. Klog, und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo
unter

(*) Libr. XXXIII. Sect, 4.

(**) Hr. Klog führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Hr. Klogen sehr häufig, so daß besonders
von

unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannete, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Klok habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabey vermifste! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche: so mußte sie Hr. Klok gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke

von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken.

Briefe sechszehnter. 113

bedenke, wie abstehend ein einzler Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen; und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich, aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Klok ist es überhaupt nicht, allzuviel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverlässig voraus, daß er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophistery erklären wird.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Hrn. Klok mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der
Ord:

Ordnung, in welcher Hr. Kloss sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erklärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstossen.

Den Eingang (von Seite I - 16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pomposen und dennoch sehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Dinge aufmerktsamer machen!. Möchten sie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Urweisung geben! Ich will sie gleichsam bey der Hand ergreifen, und sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums führen!. Ich will ihnen diese Werke zeigen etc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, schreibt er, meine Leser

Briefe sechszehnter. 115

„Leser von der Vortrefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein zu schneiden und ihre Geschichte, von den berühmtesten Künstlern, deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherley Gebrauche der geschnittenen Steine, und ihren Abdrücken vorausschicken.“

Sie wissen doch was die französischen Taktiker *Enfans perdus* nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich wird ihre Benennung auf die voraus geschickten Kenntnisse des Herren Klop vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann *de annulis*, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben (*) zu können, die wenig

(*) Denn der ist doch wirklich ein bloßer Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Kloss *Macrob. Saturn. VII. 18.* weil er beyrn Kirchmann (*de Annulis cap. XI. p. 59.*) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beyrn Kirchmann; das
fies

Briefe sechszehnter. 117

nig oder gar nicht zur Sache gebhren. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Suetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Klofen fragen; mit was für Recht er alle die Dactyllotheken, die er aus dem Plinius herbringt, (*) zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die mindesten kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine; bey den Alten viele so

eifris

siebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

(*) S. 23.

eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verlesen zu lassen. Tantum, sagt Plinius, tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori; violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Dactylothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Hr. Kloss zu einem Kenner machen? „Wir lesen, versichert er, daß Scaurus, der Stieffsohn des Sylla, zuerst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe.“ Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ notwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und

(*) Libro XXXVII. Sect. 1.

Briefe sechszehnter. 119

und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Hr. Klotz darum diese Bedeutung in die alten Auctores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch ist übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Nâcen, sagt Hr. Klotz, (*)
„wissen wir, daß er eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe.
„Er gesteht diese Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an den Horaz,
„sondern man sieht sie auch aus einem Briefe des Augustus an ihn.“ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines

(*) S. 24.

seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweist, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet blos die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas; und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen: Denn sonst würde man auch unsere Lobensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Mablaster gaben, für grosse Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, bey Macrobius, ist nichts als eine

Ver-

Berspottung. dieser Katozelle. Eher noch hätte sich Hr. Klok darauf berufen können, daß Mäenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheint, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreißigsten Buche genützt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen sein: war er es darum von geschnittenen? Wann er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuten, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Klok, (*) müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Trew und Glaubens nach. Indes ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht

(*) S. 20.

ter fortsetzen. Herr Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht; sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiedenen Stufen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Etrurien, aus Etrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verschiedenen Stile der Aegyptischen, Etrurischen und Griechischen Künstler benbringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle

alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Kloss die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er, (*) viel hohles Grabne Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen erhaben geschnittenen Stein gesehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geschmack an den Iekttern? oder hat ein ungesehrter Zufall sie unsern Augen entzogen? oder was ist sonst die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieb, und dessen ich mich bey ihm sehr wohl erinnere

(*) S. 27.

innere: einen Löwen auf einem Car-
neol. (*)

Nun sehe ich den Ort nach, wo Herr
Kloß bey dem Caylus so etwas will ge-
funden haben, und sehe das Caylus bloß
sagt: „Ohngeachtet wir eine große Men-
ge Aegyptischer Steine kennen, welche
in die Tiefe geschnitten sind, so haben
wir doch beynabe gar keine, an denen
die Figuren erhaben geschnitten sind,
und die wir pierres camées nen-
nen.“ — (**). Beynabe gar keine!
Heißt das, keine? Vielmehr sagt Cay-
lus damit, daß ihm einige bekannt ge-
wesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar
nachweisen können. Der schönste Aeg-
yptische Stein, den Natter jemals
gesehen, und der an trefflicher Arbeit
keinem Griechischen etwas nachgab, war
ein

(*) Samml. von Alterth. B. I. Taf. I.
Nr. 3.

(**) Ebendas. S. 26, deutscher Uebers.

ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead. (*)

Ich glaube gläserne Pasten von beyden in der Stoffschen, ißt Königl. Preussischen Sammlung gesehen zu haben. Hr. Winkelmann sagt zwar, (**) daß das Original des erstern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: So finden sich zwey vortreffliche erhabne Aegyptische Steine mehr, die dem

(*) *Traité de la Methode antique &c.*
 Pref. p. 7.

(**) *Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.*

dem Herrn Klotz wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stoffische Sammlung enthält noch verschiedne andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verstreut sind, oder verlohren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr. Klotz über die vermeynte gänzliche Vermiffung erhabner Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beyden Gattungen in gleicher Proportion vermeh-

Briefe siebzehnter. 129

mehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht blos bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern die Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzu fügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beyde Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die sogenannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hinten convergen Fläche aber einen erhaben

ge

geschnittenen Käfer zeigen. Herr Klotz muß aus seinem Canlus wissen, (*) daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Helianus aber sagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären; so hat Helian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klotz meint, daß mit den andern Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabner Arbeit sind nur allein übrig geblieben: ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Acht

(*) Erster Band, Taf. IX. Nr. 3.

(**) Hist. Animal. Lib. X. cap. 15. —

Εγγεγλυμμενον κανθαρον.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Etrurischen Künstler. Caylus neigte sich noch immer gegen die Meinung des Buonarrotti, welcher die Etrurische Kunst Aegyptischen Ursprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wissen; sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Etrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Etrurier den ersten Unterricht darinn bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Etrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurück zu schliessen: dieser erkennt zwar in dem ältesten Etrurischen Stile die Aehnlich-

keit

Zeit mit dem Aegyptischen; aber auch der älteste griechische Stil hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug, sie in den Etrurischen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden: desto sinker geht das Abschreiben von Statuen. Denn so umgekehrt eine Verbindung, ist zwischen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, sagt er (*), „kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der Etrurier „geflossen: ich meine Aegypten. — Die „Werke späterer Zeiten zeugen von einer „Bekanntheit mit Griechenland.“ Die Werke späterer Zeiten: Sehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer

(*) S. 28.

terer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Etrurische Steine Hr. Klopfennt, als den mit den fünf Helden vor Erheben? und wie er selbst eben diesen Stein, drei Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntheit der Etrurischen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel, auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compiler kann sich widersprechen, so oft als er will.

Von den Etruriern leitet Hr. Klopfen seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit, schreibt er, (*) ward die Steinschneiderkunst von den Griechen gebracht, welche dieselbe, nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern: aber
noch

(*) S. 29.

noch feiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Sctruuriern! Oder wollen wir Herr Klotz diese gar zu grosse Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Hr. Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweist uns dorfalls auf Ratter. Ratter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Ratter finden; gut. Ich schlage also Rattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement -- que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évi-

evidemment. Ein Stern verwehret mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Ratter und Kloß: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, dessen Anführung, buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis inculpere populis illis (Egyptis) mos erat, &c.

Ich sage: Herr Kloß muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinem erhalten geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen Steinen?“ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade

rade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyzigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyzigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Matter, oder Hr. Deschamps, dessen Feder sich Matter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher,
der

Briefe achtzehnter. 37

der aus der ersten der besten Pflanze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwast Hr. Klok (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) gemugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eignen Stil gehabt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an „den römischen Steinen eine trockne „Zeichnung, ein ängstliches und plum- „mes Wesen, eine kalte Arbeit, und an „den Köpfen weder Geist noch Charak- „ter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so
arbeit

(*) S. 30. u. f.

(**) Gesch. der Kunst. S. 291. und 293.

arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber: wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Mox gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, „hatten nicht einmal ein Wort in ihrer „Sprache, einen Steinschneider anzudeuten.“

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten.

Eben

Briefe neunzehnten. 139

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigillarius, worüber sich Hr. Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarium, wie Hr. Klotz zweymal mit grossen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heissen. „Hr. „Walch, sagt Hr. Klotz, erklärt es „richtiger durch signorum statuarum-
„que ex metallo fuso fabricator.“

Es

Es kann seyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Thesaurus war es durch *sculptor aëdipiaτροποιος* erklärt. Ich für mein Theil möchte indes die Meister grosser Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen steht das Wort *Statuarius* insbesondere; und der *Sigillarius*, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Rink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Hr. Klotz gegen das Wort *Scalptor*? Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichen Verstande einen Steinschneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet es

(*) *Scalptores propriis qui gemmas cavant,*

Briefe neunzehnter. 141

es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt, *sculptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa*; er sagt, *adamantis crustæ expetuntur a sculptoribus, ferroque includuntur*: hinger gen sagt er, wenn er von Bildhauern redet, *hæc sint dicta de marmorum sculptoribus*.

Auch kömmt, in alten Inschriften und Glossen, das Wort *cavator* und *cavarius* vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeutet, und von den neuern Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwan-

vant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

(*) Salmasius l. c.

Zwanzigster Brief.

Nun kommt Hr. Kloß auf die berühmtesten Steinschneider, neuer und alter Zeit. (*) Mit jenen, thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterrung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich mit „Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er ist keinem Freunde „der Kunst unbekannt.“ Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren ge-
duhft.

Aber

(*) S. 33-80.

Aber Hr. Kloß will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph Beckern,“ sagt er, „und Marcus Züscher will ich das Lob des Fleißes nicht streitig machen.“ Marcus Züscher, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Kloß nicht streitig machen! Hr. Kloß kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Züscher? O! das wird ihm Marcus Züscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Züscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Kloß macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber mußte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Silbe hinzu zu setzen! Hr. Kloß fand Züscher beim Mariette als Steinschneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und

und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen sie nur folgende Stelle! Mr. Maritte, sagt Natter in seiner Vorrede (*) se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tufcher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de différentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur de pierres fines.

(*) Pref. XXXI.

Wott

Briefe zwanzigster. 245

Von den alten Meistern hat Hr. Klopfs etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrogoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen blos auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekann-ten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweyten Theile dieses Werks gesammelt; daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß so gar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Zuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibt sind. Er hätte sonst den Pyrgillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido, mit einer offenen Muschel neben

199

Ein und zwanzigster
Brief.

Lassen Sie sehen, was Hr. Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, (*) gruben in alle Arten von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar, „schöne Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider „Figuren geschnitten. Aber dieses scheint mir seltner geschehen zu seyn, am „seltesten mit dem Rubin, wegen seiner „Härte und großem Werthe. Selten „sind auch ihre Werke in Sapphir. Am „häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabenen Werken den Carneol und Agath,

„von

(*) S. 40.

„von einer Farbe, so wie sie sich bey er-
 „habnen Werken der verschiednen Agath-
 „onyche und Sardonyche bedienten: „

Wie vieles wäre hier zu erinnern?
 Wie manches müßte geändert und genau-
 er ausgedruckt werden, ehe es von einem
 Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte,
 der in diesen Dingen kein Fremdling
 ist.

Es sey, daß die alten Künstler, so
 gut wie die neuern, in alle Arten von
 Edelsteinen schneiden können; es sey,
 daß sie wirklich in alle geschnitten haben.
 Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine war-
 ren darum doch eben so selten, als derglei-
 chen zu unsrer Zeit sind, und es ist bloße
 Declamation, wenn Hr. Klop an einem
 andern Orte (*) schreibt, „daß jene Reis-
 „gung der Alten zu den Ringen mit ges-
 „schnittnen Steinen, einen bessern Ges-
 „schmack anzeige, als man heut zu Tage
 „habe, da man blos geschliffene Steine
 „ohne

(*) S. 21.

159 Antiquarischer Briefe

„ohne daß die Erfindung oder Arbeit des
„Steinschneiders sich auf eine Art dar n
„gezeigt hätte, die uns unterrichten o er
„ergößen könnte, hoch schätzt, und mit un-
„geheuren Summen bezahlt. „ — Ders
gleichen Steine, die man ist mit unge-
heuren Summen bezahlt, hielt auch das
Anerkennung, wie ich schon erinnert habe,
für viel zu gut, sie von der Kunst verles-
sen zu lassen. Auch schon vor Alters
dünkte es der Prachtliche von besserem Ge-
schmacke, dergleichen Steine als bloße Stei-
ne zu tragen; (*) und nur denen von ges-
tingern Werthe, ließ man durch die Kunst
einen höhern Werth ertheilen, ut alibi
ars, alibi materia esset in pretio.
Und wahrlich so gehört es sich auch!
Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich,
zur leichtern und glücklichern Behandlung,
die kostbarere Materie erfordert: so ist es
albern, und zeigt gerade von keinem
Ge-

(*) Alias deinde gemmas luxuria vio-
lari nefas putavit, ac ne quis signan-
di

Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant; oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsre Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen; und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu übersteigen

di causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

352 Antiquarischer Briefe

gen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Matter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein: (*) warum soll Matter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, das dieses eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust
faum

(*) Pref. XVI.

kaum kann vergessen machen, würde jedek geringern Stein in ein Diamant veredek haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polycrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes Glück leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja seine Worte (*) scheinen so gar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Cupolis den Ehrendern
nach

(*) Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est Libr. XXXV. sect. 4.

254 Antiquarischer Briefe

nach sagte, (*) daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Ueberdies ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Kloß in dem Ringe, welcher die Freundschaft zwischen dem Cajo und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnitten

(*) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

geschnittene Steine finden will. (*) Aber über den Ring des Polyrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Lxxzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polyrates, welcher ein Sardonyn gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (**) sondern ich gründe mich

(*) S. 21.

(**) Sardonynchem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat;

136 Antiquarischer Briefe.

nicht auf etwas anders. Auf den Künstler nehmlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodoros von Samos wird als dieser genannt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodoros in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist, sein Werk seyn könnte, wenn

stat: Ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, & novissimum prope locum tot prælati obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geschenk der Kaiserinn in ein goldnes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus vers

wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nemlich blos gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheint in der That auch nichts anders sagen zu wollen: *ἢν ἑὶ σφραγίς ἐν ἰσφορῆ χρυσόδοτος — ἢν δὲ ἐργὸν Θεοδώρου τῆς Τηλεκλεος Σαμίου.* „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodoros war.“ Ich verstehe, in so fern er gefaßt

versteht, was Plinius sagen wollen, and was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgestellt wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen.

gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kubnius (*) und andere sahen, daß σφραγίς nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kanneben so wohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pallax sagt ausdrücklich: (**) ἔτο σφραγίδας τὰς ἐπισημὰς δακτυλίας ὠνομαζόντων, τὰς τὰ σημαντρά, ἢ λίθους ἐν αὐτοῖς ἔχοντας. und beim Theophrast heißen σφραγίδια durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

In

(*) Σφραγίδες differabant ἀπὸ τῶν δακτυλίων in eo, quod signa quaedam habebant instulpta in gemmis
In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100.

Indeß ist es auch nicht zu leugnen, daß *σφραγίς* öfters im engern Verstande das *ἐπιτύχειον*; das Bild, die Figur bedeu- te, welche auf den Stein geschnitten ist, und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweideutigkeit scheint mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bey dem Herodotus *σφραγίς σμαραγδὸς λίθου ἔσσα* heißt, heißt bey dem Pausanias (*) *ἐπι τῆς λίθου τῆς σμαραγδὸς σφραγίς*: und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekann- ter gewordenen Kunst in Stein zu schnei- den,

(*) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kub.)

160 Antiquarischer Briefe

den; zwischen die Zeiten des Polycrates und Ismenias wollen vermuthen lassen. (*) Er sagt: Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniae aetate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelstein des Polycrates war völlig unzerlegt: und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahr nachher, zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten.“ Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polycrates, war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fielen weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indes hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter

(*) Lib. XXXVII. Sect. 4.

ter dieses Künstlers nur nicht überhaupt
 so sehr unrichtig bestellt hätte. „In
 „Erzt, (*) sagt er, müßte man in Italien
 „weit eher als in Griechenland gearbeitet
 „haben, wenn man dem Pausanias fol-
 „gen wollte. Dieser macht die ersten
 „Künstler in dieser Art Bildhauern,
 „einen Rhöcus und Theodorus aus Sa-
 „mos, namhaft. Dieser letzte hatte den
 „berühmten Stein des Polykrates ge-
 „schnitten, welcher zur Zeit des Croesus,
 „also etwa um die sechzigste Olympias,
 „Herr von der Insel Samos war. Die
 „Scribenten der römischen Geschichte
 „aber berichten, daß bereits Romulus
 „seine Statue, von dem Siege gekrönt,
 „auf einem Wagen mit vier Pferden, alles
 „von Erzt, setzen lassen, u. s. w. „

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein
 des Polykrates geschnitten, weil er die große
 Vase von Silber gearbeitet hatte, wel-
 che Croesus in den Tempel zu Delphi
 schenkte

(*) Geschichte der Kunst. S. 16.

162 Antiquarischer Briefe

schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Croesus gewesen. Croesus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plásticos invenisse Rhœcum & Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsas. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah durch den Cypselus, um die dreißigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leher gestiftet; (*) und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein schnitzte:

(*) Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

Zwey und zwanzigster 163

geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von blossen Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von blossen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgekomen.

Drey und zwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Ehrenäer von je her als ein der Verschwendung und Wollust äusserst ergebenes Volk bekannt

164 Antiquarischer Briefe

kannt gewesen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, *ὅς τις αὐτῶν εὐτελέστατος σφραγίδας εἶχε δεκά μινων*; und setzt hinzu: *παρὴν δὲ θαυμάζεσθαι καὶ τὰς διαγλυφοντας τὰς δακτυλίδας*; „denn man hatte Ursache die, welche die Ringe gestochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zusatz des Aelians, von dem Zeugniß des Eupolis unterscheiden. Es ist blos die Auslegung des Aelians, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn *σφραγίδας*, wie schon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hießen, so ist darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das meiste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschnittens geschätzt; und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler 18igen Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten
 Zei

(*) Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325.

Wenn Christ die Worte des Melians daselbst anführt, so sagt er: *Hæc autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium.* Melian aber citirt den Eupolis bloß *ἐν τῷ Μαρξία*; und *Μαρξίας* war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii *super moribus Cyrenensium* machen können?

Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchen eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldenen Denare bezahlen, ob er gleich gern sechs dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluiert, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er blos von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Ehrenäer müssen nicht blos besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu sehen!

sehen! (*) Nec deinde alia, quae tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: praeterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: & cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Ismenias erfährt, daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bestimmet den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt
er

(*) Lib. XXXVII. sect. 3.

er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bey duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwey Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem sagt er; pudit tanti aestimasse vel unicum: pretio perfoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es
 „sey in Cyprus ein Smaragd für sechs
 „goldene Denare feil geboten worden, in
 „welchem die Amymone eingegraben war,
 „und er habe das Geld dafür bezahlen
 „lassen: als man ihm nachher zwey da-
 „für brachte, habe er gesagt, u. s. w.“
 Relati kann nur auf etwas gehen; was Ismenias wiederbekam; was er erst gegeben

geben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwey geben können; da es kein blosser, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes (*), welcher den Sokrates über:

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß er ein schlechter Mensch seyn, sonst wäre er kein so guter Flötenspieler.“ Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst

170 Antiquarischer Briefe

übellebte. Man kann annehmen, daß er gegen der neunzigste Olympiade geblühet.

einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm sagte; Singe: so antwortete er ihm; Und du, blase mir. Εἰποντος αὐτῷ τινος παραπατον, ἀσον, Συ μοι, Οἴσι, αὐλοσον, Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unflätige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Übung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte ist nur das Urtheil des Antisthenes, als einen Beweis, daß Hs menias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum
Sofras

bet. Ohngefehr in eben diese Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher

Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommner Meister war, nicht viel Alter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95 Olympias; Man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Mutarch (Αποφθ. Βασ. και Στρ. Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Aithias folgenden: Ισμηνιαυ, τον άριστον αυλητην λαβων αιχμαλωτον, εκελευσεν αυλησαι. Θαυμαζοντων δε των άλλων, αυτος ωμοσεν ηδιον ακρειν τε ιππη κρημετιζαντος. Aithias, oder wie ihn

H. W. Müller

172 Antiquarischer Briefe

cher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Cyrenäer entlehnte.
Denn

Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Ateas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer. Dieser Ateas war der König der Scythien, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110. Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Kriege gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Ateas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Ismenias gewesen seyn; oder dieser Name

Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Marikas den Hypoc

Name ist selbst bey dem Plutarch beschreiben. Ich glaube das letztere. Denn obschon Plutarch das nehmliche Histörchen noch an zwey andern Orten seiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung *Οτι εἶδε ζῆν εἶν. ἠδεως κατ' Επικυρον* p. m. 2010. und das anderemal in der zwentzen Rede *περι της Αλεξανδρα τυχης η̄ ἀρετης* p. m. 595.) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden *Ισμηνας* gelesen wird: so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und man in verschiedenen *Αρσινιας* anstatt *Ισμηνας* findet. Paulus Leopardus (E mendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen,

hät

Hyperbolus verstanden habe, welcher in der zwey und neunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieser Synchronismus leitet zu verschiedne Schlüssen in der Geschichte der ältesten Kunst.

Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Puz für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypern schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kaufen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der geringste Ehrender keinen schlechtern, als für zehn Minen, zu tra-

hätte er vielmehr gerade das Gegentheil rathen sollen. Auch Enlander schreibt in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und Aminias ist endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. S. 13.

tragen pfliegte. Zu den Cerynären war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunst aus diesem ihrem Geburtslande gegen Afrika, wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und neun und siebenzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzler Personen werden können. Ich erühre mich aus den Thucydides, (*) daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese,

wel

(*) Lib. I. §. 110.

176 Antiquarischer Briefe:

welche von der Pracht und Verschwendung der Ehrender so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedne Jahre nachher darauf anspielten.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes (**), besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nemlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht

(*) His (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicæ artis hac quoque ostentatione conferentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis aduersus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, vt palam sit eos tibicium gloria timere.

I. c.
(**) Nub. v. 331.

macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten; Sophisten, Wahrsager, Aerzte, *Ἐπαγιδουχάπυοκομπας* u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weissen Nägel mit Strinringen bestücken: und man hat nichts als *ἀσώτως*, Weichlinge darunter verstanden; wie es denn auch die Dacier blos durch Effeminés übersetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, bettiegerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, *tibicinum gloria tumere* nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstechen wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem
Aris

178 Antiquarischer Briefe

Kristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen *Thesmophoriazusen* (*) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

— *Ευριπιδες ἔχειν σφραγίδια
Εξαψαμενυς.* —

Wodem hätten die Männer sich nur ganz schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten sich, für ein sehr wenig, dergleichen können nachmachen lassen;

*Προτὸς μὲν ἔν ην ἀλλ' ὑποίξει τῆς
Θυραν,*

Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολον—

aber der verwünschte Euripides sey es, der ihnen die laconischen Schlüssel mit drey Zacken, und die *σφραγίδια* *Ευριπιδεςα* bekannt gemacht habe. Wirkliches

(*) v. 435. 36.

ches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Stegeln soll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verstehen seyn. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das *Spirandesa* ist blos figurlich von der so besondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie eher von Würmern hinein genagt, als von Menschen hinein gearbeitet scheinen sollten. In beiden Fällen erhellet so viel, daß der Gebrauch mit geschnittenen Steinen zu siegeln, unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Zwanzigster Brief.

Wir haben, über die Nachsichung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klok ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine, als Edelsteine, unterhalten.

Wenn Hr. Klok aus dem Mariette anführt, daß sich so gar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeiget, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber dieses scheint mir selten geschehen zu seyn, am seltesten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und grossem Werthe.“

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar bey Hr. Klokens sollte

te sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Reigung der Alten zu geschliffenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neuern Geschmack an bloßen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure Summen kosten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder erlösen könnte.“ Denn bey einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar, und dem Künstler keiner zu hart seyn müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Klopß fallen: als nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der andern Hälfte seines Zusages ersparen können: „am seltensten mit dem Rubin, wegen seine Härte und großem Werthe.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechseln; das heißt sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung,
die

182 Antiquarischer Briefe

die wir jetzt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als Hr. Klotz.

Wenn nemlich gleich in dieser Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet; so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. Tertia auctoritas, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweite der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, *tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis.* (*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht

(*) XXXVII. sect. 16.

nicht den Rubin, sondern den Smaragd
 setzten sie, unter andern Ursachen, auch
 wegen seiner Härte, gleich nach dem Dia-
 mante. Von derjenigen Gattung! des
 Smaragds, welcher aus Scythien und
 Aegypten kam, sagt Plinius ausdrück-
 lich: quorum duritia tanta est, ut
 nequeant vulnerari. Die Rubine hin-
 gegen, schienen ihm nur wenig bekannt
 gewesen zu seyn, und weder die Griechen
 wissen von ihrem *AvSpax*, noch die Rö-
 mer von ihrem *Carbunculus*, etwas zu
 sagen, was dem Smaragde im geringsten
 den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kommt noch dieses: der Smar-
 ragd war bey den Alten nicht allein in hö-
 herm Werthe; als der Rubin, sondern
 es war auch sogar verbothen; ihn zu
 schneiden; wegen seiner wohlthätigen Wir-
 kung auf das Auge. Auch dieses lehrt
 uns Plinius: quapropter decreto
 hominum iis parcitur, scalpi ve-
 titis. (*)

Ich

(*) l. c.

284 Antiquarischer Briefe

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (*) gegen dieses Vorgeben erinnert; „Man begreift nicht, sagt er, worauf sich Plinius gründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt gewesen, in Smaragd zu schneiden. Die alte Geschichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fisches wiedergefunden ward, war ein Smaragd, den Theodoros, ein berühmter Künstler des Alterthums, geschnitten hatte. Dergleichen meldet Theophrast, daß viele heutige die Gewohnheit gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um sich durch ihren Anblick das Gesicht zu stärken. Ja, Plinius selbst hatte verschiedene Beispielen von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich.

Doch

(*) De l'Origine des Loix, des Arts &c. Tom. I, Part. II, p. 238.

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Das erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebenes und unter einer gewissen fest gesetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Der gleichen läßt sich kaum denken: und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (*decreto hominum iis parcitur*) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verboth. Denn, da man den Smaragd nur seines lieblichen Ausblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllet, ohne es zu sättigen: so könnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn seyn, seine Envolthe durch

186 Antiquarischer Briefe

durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und alles was dieses verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch so künstlich geschnitten?

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben seyn? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: *ne offensum decus imaginum lacunis corrumpetur*. Wenn nun aber dem Künstler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte,

hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beispiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Gouquet anführet, läßt sich bey jedem noch etwas ins Besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für eine Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittenes gewesen.

Das

188 Antiquarischer Briefe

Das Zeugniß des Theophrast (*) ~~ist~~ weist vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt blos: *δια καὶ τὰ σφραγίδια πορξοῖν ἐξ αὐτῆς, ὡς βλεπεῖν*; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ispenias in Cypern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals *scalpi etiam smaragdus solitus*. „Man schnitt damals auch sogar „Smaragde.“ Das etiam ist heutzlich mit Beziehung auf das streyige Verboth gesagt. Freylich wird man zu Anfange der Kunst, die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hän-

(*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

Hände kamen. Das Verboß, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht wie der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus gesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey: und so nach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätigt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringern Gattung sind,

190 Antiquarischer Briefe

sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beikommen.

Die meisten dürften vielleicht das sein, was die Italiener *Plasma di Smeraldo* nennen. *Plasma di Smeraldo*, sagt Hr. Winkelmann, (*) ist die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen; aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort *Plasma*. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische *πλασμα* halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochene *Prasma*; denn Zanetti, (**) und andere, schreiben allezeit *Prasma*; anstatt *Plasma di Smeraldo*; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund *Plasma* und *Prasma* zu zwei verschiedenen Steinen. (***) Er ist auch ganz

(*) Anmerk. zu der Gesch. der K. S. 18.

(**) Dactyl. Zanetti. p. 17.

(***) Dactyl. Erstes Tausend Nr. 178
und zweytes Tausend. Nr. 391.

ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! vielleicht zwar, daß das letztere blos bey Hr. Lipperten verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heissen soll. Was er Plasma heisst, muß eben der Stein seyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras (*). Denn furh, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins.

Aber wie das? Alle drey sind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutsche iht in Pras verkürzen, nachdem das alte Prâsem (**)
aus dem Gebrauche gekommen.

Die

(*) Ebendaf. Erstes Tausend, Nr. 270.

(**) Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll. p. 203.

192 Antiquarischer Briefe

Die Griechen und Römerscheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendigelnige geben mußte, welche dem schönen Grüne des Smaragds näher kamen: so machten die neuern Steinkenner für sie den zusammengesetzten Namen, Prasma di Smaraldo, Smaraldprásen, welches im lateinischen Smaragdoprasius heißen muß, und keinesweges vom Gori (*) durch Prasma Smaragdinea hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmelungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häuffen.

Die Alten kannten so vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man
Smar-

(*) Dactyl. Zanett. l. c.

Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd seyn. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieses nicht geschnitten worden, so kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bey ihm, der dieses Vorgeben bestätigt. Diesem nehmlich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden; (* iudem plerumque & concavi, vt visum collegant: eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder converen Form der alten Gemmen, einmal in einem besondern Briefe; wo es sich zeigen wird, daß

die

(*) Lib. XXXVII. sect. 16.

194 Antiquarischer Briefe:

die Meinung des Salmastus, (*) welcher das Verboth die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einzuschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigster Brief.

„Selten, setzt Hr. Aloß hinzu, sind auch ihre Werke in Sapphir.“

Was für einen Sapphir meinst er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er wird wissen, daß dieses zwey ganz verschiedne Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich *inutilem sculpturae, intervenientibus crystallinis* cen-

(*) Ad Solinum p. 196.

Centris. (*) Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie ihn ja, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hatte; und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von ungefähr, als in der Meinung einen kostbaren Stein zu schneiden.

„Am häufigsten, sähet Hr. Klok fort, brauchten sie zu Ohrl gegrabenen Werken den Carneol oder Apat, von seiner Farbe, so wie sie sich bey erhobnen Werken der verschieden Agatouche und Sardonche bedienen.“

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen? Warum schreibe Hr. Klok beständig Apat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein α ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schisshenden Aussprache des α , dieses

(*) Lib. XXXVII. sect. 39.

196 Antiquarischer Briefe

ses χ in ein γ verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klok thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Wähtmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethyst, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Klok in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen: so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfarbigen Agaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfarbige Steine.

Sechs und zwanzigster 197

Πολλα μὲν ἐν βρα γ' ἴσιν ἀχάτη
 χρωματ' ἰδεσθαι. (*)

Was nach der unter diesen verschiednen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe, bekam er verschiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Homachates, bald Leuchachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt, (**)
 quæ unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmastius hat sehr richtig angemerkt, (***) daß man anstatt unius coloris, *multi coloris* lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt; aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heißen sollte, mußte Streife oder Punkte von janderer Farbe haben, als die übrige
 Maß

(*) Orphæus de Lapidibus. v. 103.

(**) Lib. c. sect. 54.

(***) Ad Solinum p. 135.

198 Antiquarischer Briefe

Maße des Steines war; und alle einfär-
dige Steine, die ihrer übrigen Eigen-
schaften wegen zu den Achaten gehört hät-
ten; hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinfenner und Nas-
turfundiger, die ihre Classen mehr nach
den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind
es, welche den Namen Achat zu einem
Geschlechtsnamen gemacht haben, unter
welchem sie alle durchsichtigere Hohlsteine
begriffen, sie mögen eine oder mehrere
Farben zeigen. Hat Hr. Klok aber sich
mit diesen ausdrücken wollen: so hätte
er bedenken müssen, daß so nach, der Car-
neol selbst mit zu den Achaten gehöret. Er
hätte nicht sagen müssen, daß die Alten
zu hohlaegrabenen Werken am häufigsten
den Carneol und Achat von einer Farbe,
gebraucht: denn wer wird erst eine einzel-
ne Art nennen, und dann das Geschlecht?
Sondern er hätte sagen müssen, daß sie
gemeiniglich Achate von einer Farbe, und
unter diesen am häufigsten den Carneol
dazu

dazu gebraucht haben, in so fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkennntniß des Hrn. Klob, ist eine sehr ungelehrte Kennntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiedenen Dactylolithen, und besonders der Lippertschen, zusammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgehetet! Was für Monstra von Namen, kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatosnyr, dessen sich, nach Hr. Kloben, die Alten zu erhöbnen Werken verschiedentlich sollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bey den Alten ganz unerhört, und selbst die spätern Schriftsteller Marsbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heißen, kennen ihn nicht;
so

200 Antiquarischer Briefe

so daß er aus einer ganz neuen Hecke seyn muß. Aber was sollen wir uns dabei denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabei denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwit-tergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen sehen? Bloss die reguläre Lage der farbigen Streife, macht den Achat zum Onyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streife zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz anders ist es mit dem Gardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streife von der Farbe des Garders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discussionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines

eines Kopfes herbringt, der in einem Diamant geschnitten seyn soll: (*) „so haben wir, nach dem Hrn. Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf bloße Ruchmassungen zu verlassen, daß die Alten in „Diamant gegraben haben., (**). Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Grillschweigen gebracht. — Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedford, dieser Diamant! Was für eine Kostbare Fein und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedford ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden

(*) Zwentes Tausend. Nr. 387.

(**) S. 42.

202 Antiquarischer Briefe

worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben, daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschliffenen Diamante erwähnen; wenn hunderte Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamant

(*) S. Hils's Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.

manig gehabt: so wäre es eine große Un-
glück, jemanden in der Welt, er sey wer
er wolle, auf sein blosses Wort zu glaus-
ben, daß sich da oder dort ein solcher alter
Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigster Brief.

Herrn Hr. Klotz hat sich eine zu gute Ent-
schuldigung ausgespart, warum er
so tolle und verwirrte Kenntnisse von
Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger
an dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nehmlich, (*) „daß in Anse-
hung der Benennungen, welche die alten
Schriftsteller den Edelsteinen beigelegt
haben, eine große Dunkelheit herrsche.
Die

(*) S. 44.

Die Neuern hätten zwar die alten Namen beibehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten. „

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übertragen. Doch bey dem allen, es mag so seyn: wir wollen von Hr. Kloten nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versteht, daß man wissen kann.

Und so giengen wir weiter, und kamen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon: und das ist freylich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem

dem Folgenden allen seinen Lesern verständlich zu seyn.

Hr. Kloß schreibt: (*) „die neue Entdeckung von dem Steinschneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Christ glaubte gemacht zu haben. Er überredete sich, daß die Alten mit Diamant allein geschnitten hätten, ohne sich des Rades dabei zu bedienen.“

Alles was Hr. Kloß wider diese Meinung sagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur das dieser gerechter gegen Christen ist. Hr. Lippert schreibt bloß, Christ, (den er, wie ich sehe, gar nicht einmal nennt (**)) habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geschnitten habe.“ Auch das wäre noch eher recht. Aber Hr. Kloß läßt dieses Auch aus, und stellt uns folglich Christen als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben

(*) S. 45.

(**) Vorrede zur Dactyl. S. XXX.

208 Antiquarischer Briefe

Das war Christs Meinung: und diese Meinung nennt Hr. Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben schneiden sehen, muß auch die Natur und Gestalte der Diamante gar nicht kennen. Wie stellt er sich wohl vor, daß der Diamant gefast werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so grossen Spitze, als hierzu erfordert wird, versehen können? Was muß er für Begriffe von der Grösse und Kostbarkeit der Diamante haben, wenn er sich einbildet, daß man grosse Diamante so spizig zuschleifen könne, als diese Arbeit erfordert?

fertim Aegyptiæ, arrostæ tantum haronis mihi quidem videntur, nulli mucronis adhibiti vestigio. *ibid.*

„fordert? Kurz, die ganze Sache ist un-
 „möglich, und wenn Christ oder andere
 „sich in den Werkstätten umgesehen hät-
 „zen, so würden sie niemals diese Mei-
 „nung behauptet haben, „

Im Vorbengehen: Christ hatte sich
 sicherlich in den Werkstätten mehr umge-
 sehen, als Herr Kloß. Ich habe Chri-
 sten gefannt, und Christen gehört, und
 ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Ein-
 würfe, die Hr. Kloß gegen Christs Mei-
 nung macht, sind Lipperts Einwürfe.
 Aber Hr. Kloß drückt sie nach seiner Art
 aus: das ist, er mischt ein wenig No-
 sens mit unter. — Er fragt z. E. „wie
 „glaubte Christ, daß man die kleinen
 „Diamantförner mit einer so grossen Sp-
 „ße, als hierzu erfordert wird, versehen
 „könne? „ Freulich müßte Christ ein
 sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn
 er geglaubt hätte, daß man kleine Dia-
 mantförner mit grossen Spizen versee-
 hen

210 Antiquarischer Briefe

hen könne. Lippert hat so sehrsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unsinn, der „aus einer verderbten Einbildungskraft, „und aus grober Unwissenheit von den „Möglichkeiten und den Vortheilen, die „zu dieser Kunst gehören, entstanden ist.“ Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert, zum größten Theil, selbst. Christ verstand unter dem *mucrone adamantino* eben so wenig Diamantkörner, als grössere spizig zugeschlossene Diamante: sondern spize Splitter von zerschlagenen Diamanten. Die Möglichkeit solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu: und er ist nur verlegen, wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Klopß also nicht besser, daß er
Hr.

hieben und zwanzigster. 211

Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte: auch bey mir gilt der Künstler in seiner Kunst alles. Aber ein Künstler, macht nicht alle aus: und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frey stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz; Natter ist es, der mich Kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbarren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen; denn Christ, wie ich schon gesagt,

212 Antiquarischer Briefe

sagt, habe den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherley chimärischen Begriffen verwahrt hat, die wir uns sonst von dem Verfahrender alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades obgeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantspize so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klok herabsetzt? „Allerdings, sagt Hr. Klok, braucht man die Diamantspize, aber alsdenn erst, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet ist. Nehmlich; man kann mit dieser eingefassten Diamantspize, wovon das Werkzeug beim Mariette abgebildet ist, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien sanfter und verlauffend machen.“

Wer

Wer hat dem Hrn. Klotz das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehen, daß man die Diamantspize nur dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung 'beym Natter,' fast auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Herkynischen Steinen Contour und Muskeln mit der Diamantspize ausgegraben zu seyn scheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verschiedenes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spize des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen? (**)— Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen. Er:

(*) Ces fortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les musches sont trop creusés & paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. *Traité de la Meth. ant.* p. 10.

(**) Il paroît aussi visiblement que le bouclier est fait au Tourét, avec un Outil

214 Antiquarischer Briefe

Erfennet nicht Matter an den beiden Othryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey an dem andern das meiste mit der Diamantspitze gefertigt? (*) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zwoelten gehabt?

Neussert sich nicht Matter von seinem Faune, auf einem ausserordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artist habe sich meistens der Diamantspitze

Ontil peu taillant, car on n'auroit pu l'exécuter avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

(*) Car celui-ci a réglé son dessein sur la maniere particuliere de graver, c'est-à-dire, pour la plupart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 25.

spitze. dabey bedient? (*) Und was ist das viel anders, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt? (**)

Alles das endlich zusammen genommen: ist es nicht un widersprechlich, daß Mater. einen weit ausgebreitern Gebrauch der Diamantspizze an den alten Werken erkennet, als Hr. Klopz einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen

(*) Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, & que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage & les cheveux; car il est plus facile d'y réussir de cette façon-là qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(**) Siehe oben S. 207, Note *

216 Antiquarischer Briefe

den Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excecandi sic posuisse etiam? (*)

Ich möchte (um von der vorzüglichsten Feinheit der Matterschen Werke, die ohnstreitig unter allen neuen Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Matter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Matter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Matter, nach dem,

(*) l. c. p. 339.

Sieben und zwanzigster. 217

dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christs Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klok desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klok wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will: ich lerne innier etwas. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die ihn so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, zusammen gelesen haben!

Nicht

Acht und zwanzigster
Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen,
kann ich nicht umhin, auch für den
Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klok weiß sich mit den Stellen des
Plinius, wo er des Steinschneidens er-
wähnt, nicht anders zu helfen, als daß
er behauptete, Plinius sey von dieser
Kunst nicht unterrichtet gewesen, er ha-
be aus Unwissenheit, wie die Steinschnei-
der in ihrer Kunst verfahren, so und so
geschrieben.

„Freynlich, fügt Hr. Klok hinzu, (*)
wird diese Kühnheit diejenigen bekräfti-
gen müssen, welche in den alten Schrift-
stellern keine Fehler finden wollen, und
ehe sie diese zugeben, lieber auf Unfor-
sten

(*) S. 51.

„Aen ihrer eignen Ehre die seltsamsten
 „Erklärungen und Vertbeidigungen un-
 „ternehmen. Aber unpartthenische Kunst-
 „richter, welche sich überzeugt halten,
 „daß man an jemand Fehler finden, und
 „seine Einsichten und Verdienste doch zu-
 „gleich hochschätzen könne, werden wider
 „diese Muthmassung desto weniger auf-
 „gebracht werden, je mehr sie Bewe-
 „gungsgründe, ein solches Urtheil zu
 „fällen, und Entschuldigungen für den,
 „welcher es ausspricht, auch bey dem
 „Plinius, dessen grosse Gelehrsamkeit
 „sie übrigens mit Recht verehren, ge-
 „funden haben.“

Geschwätz, das nur abzielen kann,
 nähern Untersuchungen vorzubauen! Die
 alten Schriftsteller haben fehlen können;
 aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich
 gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese
 bloße Möglichkeit. Besonders, wenn
 der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die
 ihnen alle Tage vor Augen gewesen.

Der

Ben der unzähllichen Menge von Steinen, ben dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich ben den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigene Worte beweisen? — Das sagt Hr. Klok, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund. —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt bloß, ben Gelegenheit der Steine, ben Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdenn noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gewandtweise von der Sache

Sache spricht. Findet man indes nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten Streit veranlaßet.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte dennoch zu siegen, und fügt hinzu: (*) cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut ceri vix possint. Expetuntur a sculptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Diese Stelle, sagt Hr. Klotz, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspitze gearbeitet. Ich habe erwies

(*) Lib. XXXVII. sect. 15.

224 Antiquarischer Briefe

da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Hr. Kloß hat Recht: das *includuntur*, und noch weniger das *feliciter* erlaubt, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe.

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Kloß wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können; wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bey dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantspiße aus dieser Stelle verdrengt werden.

Hr.

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspize brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splinter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abzugewinnen könnten.

Wie gesagt: wenn die Diamantspize auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum sollte Plinius diesen
Nutzen

226 Antiquarischer Briefe

Ruhen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch größern, den Matter selbst, wie ich gezeigt habe, eingestehet: so begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeiten macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspize als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuges.

Wo er lehret, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedene Härte der wahren, und sagt: (*)
tan-

(*) Libr. XXXVII. sect. 76.

tanta differentia est, ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi re-
tuso, verum omnes adamente. Plu-
rimum vero in his terębrarum pro-
ficit fervor.

Diese Stelle hat Hr. Klotz selbst ange-
führt; aber wie es scheint blos, um den
kindischen Fehler des Harduin aufzumüs-
sen, welcher sich einbildete, daß die boh-
renden Instrumente der Steinschneider
erst warm gemacht werden müßten. Hr.
Klotz hat sehr recht, daß unter dem fer-
vor der geschwinde Umlauf des Rades
zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad?
Also hat Plinius nicht behauptet, daß
die alten Steinschneider blos mit der Dias-
mantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr.
Klotz sagt, die Sache nur halb verstan-
den haben?

Warum denn nur halb? Hier halb,
und dort halb: Zwey Hälften machen ein
Ganz

Ganges. Dort gedenkt Plinius der Diamantspize; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worinn sich Plinius auch hier getirret habe. „Auch hier, sagt er, vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinschneiderkunst.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man reden will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheint, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einseht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, ferro retuso, verstehet, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem *terebrarum fervor*?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die *Lorevit* der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses *αρισποσον* von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren

Ber

230. Antiquarischer Briefe

Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Lorentil zuerkennen will.

Dreßigster Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelsteine gesäget und geschnitten wurden. Denn was er von der Säzung des Marmors sagt; (*) arena hoc fit, & ferro videtur fieri, ferra in prætervui lima premente arenas, verlandoque, fractu ipso sicante: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

Beis

(*) Lib. XXXVI. sect. 9.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die Deutschen Künstler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyzigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle; nicht also das Rad, sondern nur eines von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheint er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten; wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen

gen

gen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc fit, & ferro videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren seyn soll.

Nun lesen sie die Stelle des Plinius: (*)
 Signis e marmore poliendis, gemisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitæ. Vicere postea ex Armenia vectæ.

Ma. v

(*) Lib. XXXVI. sect. 10.

Briefe dreyßigster. 233

Naxium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unsers Smirgels brauchten; und ward aus Cyprischem Schleiffsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armenischen Schleiffsteine verfertiget wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwar. Weil Plinius an einem andern Orte, (*) wo er die verschiedenen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cyprischen Diamants gedenket: so soll jener Cyprische Diamant, und dieser Cyprische Schleiffstein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins seyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleiffstein, wegen seiner Härte adamas genannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter
die

(*) Lib. XXVIII. sect. 15.

Die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen blossen Schleiffstein nenne. Hæc tam varie, setzt er hinzu, (*) quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel iudicium vel otium defuit componendi similia inter se, quæ apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meinet, das soll de ære cyprio zu meinen seyn; (**) der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cyprischen Diamant genennt, das sey nichts als der Cyprische Schleiffstein. Ueber den sonderbaren Mann! Wozu denn nun alle diese Verdrehungen? Kann denn

(*) Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.

(**) ibid. 1094.

denn nicht eben dieselbe Insel beides
Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloße Möglich-
keiten gegen ihn anführen? Cypern hat
wirklich Diamante, und noch ist sind die
Cyprischen Diamante unter dem Namen
der Diamante von Bassa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner diese
Diamante nicht so recht für ächte wollen
gelten lassen. Aber eben dieses macht
es um so viel wahrscheinlicher, daß Plin-
nius die nehmlichen gemeint habe. Denn
auch die Cyprischen Diamante des Plinius
sind ihm von der schlechtern Gattung;
weder so hart noch so klar, als die Aethio-
pischen, Arabischen und Macedonischen.

Ein und dreyßigster
Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (Denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich; daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Mourfius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden. Er sagt, das Marium sey nicht von Cypriſchen ſondern von Cretiſchen Schieferen gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypria ſchreiben wollen; denn nicht auf Cyprien, ſondern auf Creta liege ein Marus. (*) Und es iſt allerdings wahr, daß bey andern Schrifſtellern, Marischer Stein durch Schleiffſtein aus Creta erklärt wird. (**).

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, (***) daß dieſer Marische Schiefer zwar wirklich in Cyprien gebrochen, aber in Marus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er ſeinen Beynamen erhalten.

Doch

(*) Cypri lib. II. cap. 5.

(**) Id. Cretæ lib. I. cap. 12.

(***) Ad Plinii l. c.

des letztern, durch die Seltenheit und Kostbarkeit der Diamante; daher die wenigsten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden könnten, und also, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver bestrichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Ersparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künstlern machen will, (*) ihnen so nicht zu Statte gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen grossen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht:

so

(*) Vorb. der Dalt. S. 23.

so darf ich doch kühnlich leugnen, daß sie es zur Ausschleiffung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der ighigen Kostbarkeit der Diamante sagen, was er will: so waren sie bey den Alten doch noch ungleich kostbarer; denn sie waren ungleich seltner. Die Alten wußten von keinen Braslischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmet haben. Unsere Künstler mußten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler wäthen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelförpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armenische Schieferpulver nennet. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden

242 Antiquarischer Briefe

den, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderswärts denselben zuschreibt? Wo anderswärts? —

Zwey und dreyßigster Brief.

„Die Alten, sagt Hr. Klok, (*) kannten die Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie bedienten sich, welches unleugbar ist, desselben.“

Welches unleugbar ist! Warum war es denn unleugbar? Weil es Hr. Klok bey dem Goguet dafür ausgegeben fand?
Und

(*) S. 42.

Und warum giebt es Gouget dafür aus? (*)
 „Weil es Plinius ausdrücklich sagt; und
 „weit, wenn Plinius auch nichts sagte,
 „die Meisterstücke der alten Steinschneid-
 „erkunst, welche wir noch vor Augen
 „haben, es deutlich genug zeigen wür-
 „den.“

Aber diese Meisterstücke können das
 nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß
 sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels,
 des Naxiums, des Armenischen Schiefer-
 pulvers, oder eines jeden andern aus ei-
 nem orientalischen Steine. gefertigten
 Nagemittels (Mordant,) eben so gut,
 ob-

(*) Il est constant que les Anciens ont
 parfaitement connu la propriété qu'a
 la poudre de Diamant pour mordre
 sur les pierres fines; ils en faisoient
 un grand usage, tant pour les graver,
 que pour les tailler. Pline le dit ex-
 pressément; et quand il ne l'auroit
 pas dit, les chef-d'oeuvres que les
 Anciens ont produits en ce genre,
 et que nous avons encore sous les
 yeux, le feroient assez connoître.

244 Antiquarischer Briefe

obſchon nicht eben ſo geſchwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht ſolglich auf dem Zeugniffe des Plinius; in welcher Abſicht ſich Boquet auf zwey Stellen deſſelben bezieht.

Die erſte iſt die nahmlitche, welche ich in dem acht und zwanzigſten Briefe bereits unterſucht habe, und die von *parvis cruſtis* eines glücklich zerſchlagnen Diamants redet, deren ſich die Steinschneider bedienen. Allein, ich habe eben da erwieſen, daß unter dieſen *cruſtis* kein Staub, kein Pulver verſtanden werden kann; ſondern ſpizige ſchneidende Splinter zu verſtehen ſind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiset noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß ſich alle feine Steine ohne Unterſchied mit dem Diamante graben lieſſen; *verum omnes adamante ſcalpi poſſunt.* (*) Denn können hier nicht eben ſo wohl jene *parvae*

(*) Lib. XXXVII. ſect. 76.

vae crustae des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erstern Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun; indem er selbst bekemmt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß angehöret werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius bloß habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Troß, mir bey Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu diesem Behufe angeführet werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraus sagen: ich glaube; die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt. Denn

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, feiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: *Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a sculptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.* Ich habe schon angemerkt, daß man auf das *feliciter* hier sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu *contigit* gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise „trifft, daß man den Diamant zerschlägt.“ So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, *qu'on regardoit comme un heureux hazard*

zard de pouvoir le rompre. Aber das ist falsch, das kann Plinius nicht haben sagen wollen; denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte; ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino sanguine, eo- que recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen, „wenn es sich trift, daß er glücklich springt:“, nehmlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Haut- mer zersprang: es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht gewußt haben, der Diamant lasse sich
 durch

248 Antiquarischer Briefe

durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am ersten beitreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst die Diamante zu schleifen und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sey, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nemlich die Alten das Diamant:
puls

pulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt; wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses scheint, antwortet Goguet, „allerdings schwer zu „begreifen? Gleichwohl ist es nun nicht „anders. Auch finden sich mehr solche „Beispiele von Schranken, die sich der „menschliche Geist gleichsam selbst zu setzen „pfeget. Auf einmal bleibt er stehen, „weim er eben dem Ziele am nächsten ge- „kommen, und ihm noch kaum ein Schritt „fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es ist wahr, diese wunderbare Erfah-
 rung hat man. Gleichwohl möchte ich
 mich doch so selten, als möglich, darauf
 berufen; eben, weil sie so wunderbar ist.
 Wenn wir ohne sie fertig werden könn-
 en, desto besser. Und hier können wir
 es: die Alten versäumten das Diamant-
 pulver an dem Diamante selbst zu versü-
 then, weil sie überhaupt das Diamant-
 pulver nicht brauchten, nicht kannten.

Drey

Drey und dreyßigster
Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürfen, weil die Diamante vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie izziger Zeit sind: so würde man diesen Grund freylich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

Plinius scheint ihre Seltenheit durch das *expetuntur a scalptoribus* selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten,

Aber

Aber was thaten diese? Musten sie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand sich ein anderer Stein, dessen Splitter das nehmliche verrichteten. Er sagt von dem Ostracitis: (*) *duriori tanta inest vis, ut aliae gemmae scalpantur fragmentis ejus.*

Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er ist heiße, wo er zu finden; aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort *crustas* nannte, nennt er hier *fragmenta*: und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwey verschiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeigt, daß

(*) Lib. XXXVII. sect. 65.

252 Antiquarischer Briefe

Plinius seiner Sache hierinn sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinschneiders Kunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiednen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspize; er gedenkt anderer scharfen Steinsplittet, welche bey gewissen Steinen die Stelle der Diamantspize vertreten können; er gedenkt verschiedener Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mitteltörpers bey dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig
ihren

Ihrer erwähnet, indem er auf die Materiasien kömmt, deren sie sich bedienet?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Kloten wer da will; mich hat er zu schey gemacht, ihm irgend etwas auf sein blosses Wort zu glauben. —

Von ungefehr sehe ich eben ist ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen haben, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht blos Agat, sondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der Griechischen Sprache so vortreflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit ch mache; aber

254 Antiquarischer Briefe

aber es fiel ihm ein, daß er oft das θ in ein blosses t verwandele, und dieses brachte ihm auf das Wörtlein *aya θ as*. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steines ab, und schrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius, weitläufig zu erörtern. Wenn dieses ist; so will ich dem Hn. Klotz allenfalls ein Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nämlich, welcher wie ich vermuthete auf eben diese Weise seine Kenntniß der Griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben: und diese wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Bier

vier und dreyßigster. 255

Vier und dreyßigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Mattern gesagt, das er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?

Nicht blos auf das Werkzeug Parallel-Linien zu schneiden, das er zwar dem Hrn. Guan mittheilte, aber dem obngeachtet in seinem Werke weder mit Stechen ließ noch sonst beschrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sey.

Nicht blos darauf: sondern noch auf einen ganz andern Umstand. Aber erdulden Sie sich. Hr. Klok hat uns Matterns Leben versprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstopplung copischer

256 Antiquarischer Briefe: c.

scher und chronischer Kleinigkeiten, kein faßliches Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke wird: so wird Hr. Klotz diesen Umstand nicht blos berühren, er wird sich weitläufig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Matter hätte nicht blos seine Geheimnisse. Matter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hätten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden diesen Punkten sagen wird! —

Ende des ersten Theils.

Briefe,

antiquarischen Inhalts:

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα
ἀκνειν ἢ κτημα ἐς αἰν —

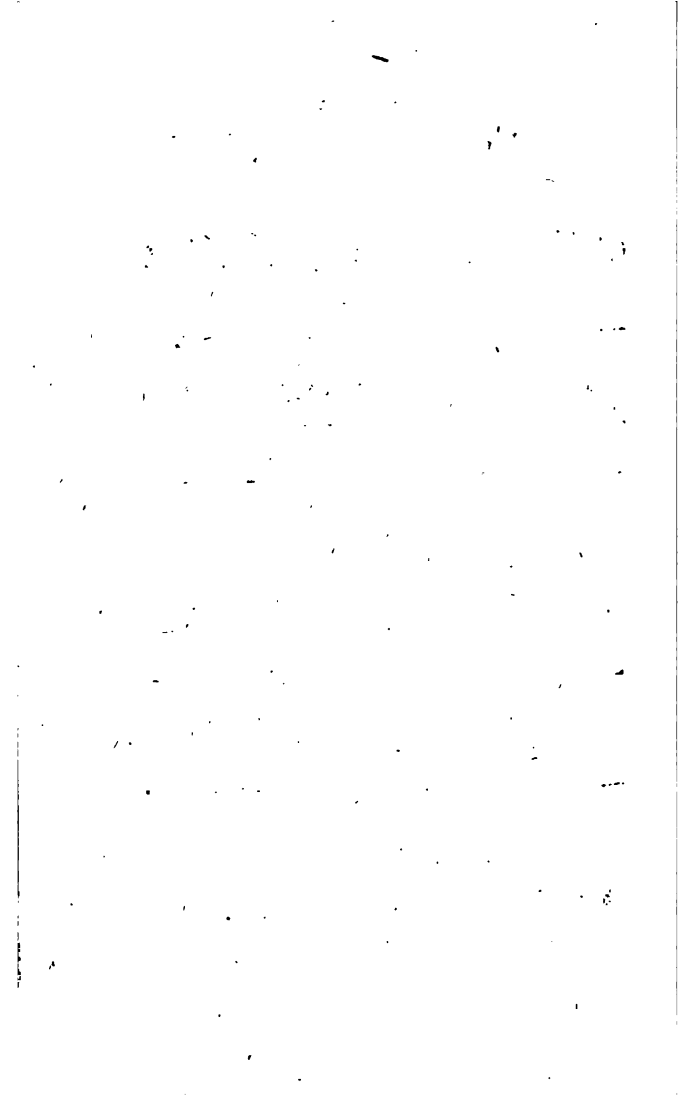
von

Gotthold Ephraim Lessing.

Zweiter Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai. 1769.



Fünf und dreyßigster Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was
„gegen meine Deutung des so ge-
„nannten Borghefischen Fehlers
„zur Zeit noch erinnert worden, ist nicht
„von der geringsten Erheblichkeit.“

Was besonders Herr Kloß dagegen
eingewendet hat, könnte nicht kahler seyn.
Ich schlug vor, die Worte des Repos,
obnixo genu scuto, nicht zusammen zu
lesen, sie nicht zu übersetzen, mit ge-
gen das Ante gestemmtem Schil-
de; sondern nach genu ein Komma zu
machen, und obnixo genu besonders,
und scuto besonders zu lesen. Hierwie-
der sagt Herr Kloß, ich weiß selbst nicht
was. Er räumet mir ein, daß man

(*) S. den ersten Theil dieser Briefe S. 103.

2. Antiquarischer Briefe

obniti in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Starten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klok, wenn es auf die Latinität ankommt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der erste,

erste, der obnixo genu von scuto trennet. Unter ändern muß es auch Steswechius so zu trennen, für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Atheniensium dux rei bellicæ peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, iussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Klotz weiß nicht, was obnixo genu heißen soll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das so recht gefragt ist: so muß sich das gute Latein zuweilen, von dem gesunden Menschen Verstande sehr weit entfernen. Denn obniti zeigt ohnstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drehen zu lassen,

A 2

lassen,

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

4 Antiquarischer Briefe

lassen, den er einmal einnimmt. Es kömme also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Auctores mit Ervthrdischen Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl watten, daß Herr Klok keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Repos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hacta nothwendig eine Verbindungsartikel, ein & oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungsartikel: folglich u. s. w. — Die meisten!

fünf und dreyßigster §

meisten! Hat sie Herr Klotz gezählt? Es sey: aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich blos und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven desselben würde deutlich genug zeigen, ob die angelegte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm. Und das wäre freylich schon mehr. Doch auch

6 Antiquarischer Briefe

auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schliessen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klopß selbst. (*) Es soll

(*) Acta Litt. Vol. III pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego *to* obnixus hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem „ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere,, (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klopß, eingefallen wäre, ihn zur Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo

fünf und dreyßigster. 7

soll mir lieb seyn; wenn Sie mir mehr
Bündiges darinn zeigen können, als
ich gefunden habe!

Sechs und dreyßigster Brief.

Über ich habe ja den Borghesischen Fes-
ter mit dem Miles Beles zu Florenz
verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs
U 4 gegen

nixo gradu? Hunc certe sensum locus
postulat. Porro plerorumque codi-
cum lectio Viro cl. adversatur. Nam
in iis legitur obnixoque genu
scuto projectaque hasta i. e.
h. d. Verbum que non posset deesse,
si $\tau\sigma$ scuto conjungi deberet cum $\tau\alpha$
hasta. Denique dextra manus sta-
tuz, quæ projectam hastam te-
net, ab artifice recentiore addita est.
Inde nihil certi de hac statua dici
potest.

8 Antiquarischer Briefe

gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Kloß selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Göttingischen Anzeigen gefunden. (*)

En, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur ist erst, da ich diese Freundschaft nicht erwidern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kommt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Kloß nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingische Gelehrte seinen Vorwurf zurück nimmt, und bekennet, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Beles

zu

(*) Hamb. Corresp. Nummer 154. d. v. J.

zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borghese passen dürfte? Wird Herr Klok sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen: er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr so überzeugt, daß der Borghessische Fechter Chabrias ist, als ich es in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen selbst gewissermaassen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borghessischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann

10 Antiquarischer Briefe

sagt: (*) „die ganze Figur ist vorwärts
„geworffen, und ruhet auf dem linken
„Schenkel, und das rechte Bein ist hin-
„terwärts auf das äußerste ausgestreckt,
Das aber ist nicht so: die Figur ruhet
auf dem rechten Schenkel, und das
linke Bein ist hinterwärts ausge-
streckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer,
welches mir aus denen, die ich vor mir
gehabt hatte, am lebhaftesten in der Ein-
bildung geblieben war, nach einem nicht
umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es
war durch den Abdruck links geworden,
und bestärkte folglich die Idee, die ich in
der Winkelmannschen Beschreibung fand.
Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Ku-
pfer den Fehler des Herrn Winkelmanns
selbst veranlaßt haben. Wahr ist's, der
erste Blick, den ich auch in einem solchem
Kupfer auf die Figur im Ganzen geworf-
fen hätte, würde mich von diesem Fehler
haben

(*) Geschichte der Kunst S. 395.

haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheinet; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt: (*) *Sciendum præterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum*

(*) De re milit. lib. I. c. 20.

12 Antiquarischer Briefe

rum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, & proximior dextra sit, quæ plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeusserungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor stehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müssen nachstossen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, so nahe zu seyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gesteckt, dachte: so konnte es gar wohl die

Die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Repos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite, und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versehen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen

14 Antiquarischer Briefe

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klob gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen: und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmassung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen

Seben und dreyßigster. 15

süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechslung des Borghesischen Fechters mit dem Miles Beles zu Florenz, ich mir in dem drenzehnten dieser Briefe (*) die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten
 „der Winkelmannischen Monumenti
 „inediti in unsern Anzeigen unzufrieden,
 „daß er ihm Schuld giebt, als habe er
 „den Borghesischen Fechter mit dem sogenannt
 „nannten Miles Beles im Museo Florentino
 „verwechselt. Herr Lessing hat Recht;
 „der Recensent hätte allerdings dieses
 wenig

(*) S. 102.

(**) Göttingische Anzeige St. 130, S. 1058 vorigen Jahres.

46 Antiquarischer Briefe

„wenigstens durch ein, es scheint, aus-
„drücken sollen. Herr Lessing lehnt auch
„wirklich einen solchen Verdacht auf eine,
„nachdrückliche Weise von sich ab. Hier:
„zu kommt in der That noch dieses, daß
„der Miles Beles den Schild eben so
„wenig vor sich an das Knie gestemmt
„hält, und daß also das *obnixo genu*
„*scuro* eben so wenig statt findet; obgleich
„sonst die Stellung eines Kriegers, der
„seinen Feind erwartet, und ins-
„sonderheit das gebogene Knie, auf die
„beschriebene Stellung des Chabrias eher
„zu passen schien; in so fern man anneh-
„men kann, daß des Chabrias Soldaten
„den Schild auf die Erde angelehrt, ein
„Knie gebogen und daran gestemmet,
„und auf diese Weise ihre Kraft verdop-
„pelt haben. Eben diese Vorstellung
„habe dem Recensenten Anlaß zu jener
„Vermuthung gegeben, welche freulich
„Herr Lessing mit Grunde von sich ab-
„weist, und abweisen kann. Jene Stel-
lung

Sieben- und dreyßigster. 17

„lung läßt sich vielleicht auch eben so gut,
„und noch besser im Stehen denken, so
„daß der Soldat das Knie an den Schild
„anschließt, um dem andringenden Feinde
„mit Nachdruck zu widerstehen, —

Das ist alles, was ich verlangen; das ist alles, was ich von einem rechtschaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständnis zu heben; die Sache mag noch so geringschäßig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwen Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es

II. Theil.

B

für

18 Antiquarischer Briefe

für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachlässigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verschetzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand

Grund

Seben und dreyßigster. 19

Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nächgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmann zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüsse, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borghesischen Fächter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem Danken, der mir diesen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man

20 Antiquarischer Briefe

sagt, der Borghefische Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sey nicht der Borghefische Fechter: so ist das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit suchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Göttingsche Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sey; nur Hr. Kloss hat, ohnstreitig aus eigener Erfahrung, einen solchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat blos sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheint er nicht bestehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Beles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, in:
dem

stehen und dreyßigster. 21

dem das *obnixo genu scuto*, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des *Nepos* eben so wohl zusammen räumen lasse, als der kniende des *Miles Beles*. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt blos umständlicher und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Lessing vorgebrachte Meinung, daß der Borghesische Fechter den *Chabrias* vorstellen solle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der *Resensent* damals freylich nicht benbringen konnte. *Nepos* beschreibt die Stellung der Soldaten des *Chabrias* so, daß sie einen Angriff des eindringenden und aus

22 Antiquarischer Briefe

„prallenden Feindes haben aufhalten
„wollen: reliquam phalangem loco
„vetuit cedere, obnixoque genu
„scuto projectaque hasta imperum
„excipere hostium docuit. Der na-
„türliche Verstand der Worte scheint
„der zu seyn, daß die Soldaten das Knie
„an den Schild aufstemmen und so den
„Spieß vorwärts halten mußten, daß
„der Feind nicht einbrechen konnte. Diese
„Erklärung wird durch die beiden Paral-
„lstellen im Diodor und Polyan, und
„durch die Lage der Sache mit den übr-
„igen Umständen selbst, bestätigt; denn
„der Angriff der Macedonier geschah
„gegen die auf einer Anhöhe gestellten
„Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer.
„Gr. V. 4. 50.) Hiermit scheint der
„Vorgeschickte Fechter nicht wohl überein-
„zu kommen, dessen Stellung diese ist,
„daß er nicht sowohl den Angriff auf-
„hält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle
„begriffen ist; daß er den Kopf und die
„Augen

„Augen nicht vor: oder herabwärts, son-
 „dern aufwärts richtet, und sich mit dem
 „aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas,
 „das von oben herkömmt, zu verwahren
 „scheinet; wie nicht nur das Kupfer zei-
 „get, sondern auch Hr. Lessing im Laocöon
 „selbst die Beschreibung mit Win-
 „kelmanns Worten anführt. Herr L.,
 „der diese Unähnlichkeiten gar wohl be-
 „merkt hat, schlägt vor, die Stelle im
 „Nepos durch eine andere Interpunction
 „der Stellung des Borghesischen Fests-
 „ters näher zu bringen. Dem sey also:
 „aber auch dann wissen wir weder die
 „Stelle im Diador und Volpän, noch
 „die Stellung beider Heere, noch das
 „loco veruit cedere, das projecta
 „halta, das imperum excipere ho-
 „stium damit zu vereinigen. Doch
 „alles dieses muß Hr. L. nicht als Wi-
 „derlegung, sondern als Schwierigkeiten
 „ansehen, die er in der Folge seiner Briefe
 „vielleicht aus dem Wege räumen wird.

24 Antiquarischer Briefe

„Denn sonst würden wir noch anführen,
„daß der ganze Körper des Borghesischen
„Fechters in unsern Augen den ganzen
„Wuchs und Bildung, die Haltung und
„Stellung eines Fechters, aber gar nicht
„das Ansehen eines atheniensischen Feld-
„herren hat. Aber nach Kupfern läßt
„sich so etwas nicht beurtheilen, und hie-
„ben könnte die Vorstellungskraft sehr
„verschieden seyn. Noch müssen wir ge-
„denken, daß wir vor einiger Zeit in
„Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Ab-
„handlung de Dea Angerona p. 7.
„den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26.
„n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias ver-
„glichen gefunden haben.“

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier
höre ich doch einen Mann, der mit Kennt-
niß der Sache spricht, der Gründe und
Gegen Gründe abzuwägen weiß, gegen
den man mit Ehren Unrecht haben
kann! — Erlauben Sie mir, die ganze
Stelle durchzugehen, und anzuzeigen,
was

was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig entscheidend darin halte.

Der Göttingische Gelehrte erkennt in der Borghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines atheniensischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die „Ehre einer Statue unter den Griechen „wohl niemals wiederfahren sey, und daß „dieses Werk älter, als die Einführung „der Fechter unter den Griechen zu seyn „scheine.“ Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine blos idealische: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn dar-

B 5

an

(*) Jaakobson S. 13.

26. Antiquarischer Briefe

an nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; so ist ihm unser Fichter wie die Geschichte in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er siehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beständig beschäftigt gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender

oder

oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheint sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hin sehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte

zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiteren bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, das er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrach-

sieben und dreyßigster. 29

betrachtet haben, sich so mannigfaltig haben irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es bestaunen, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage
dem

28 Antiquarischer Briefe

zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodorus drücklich sagt, zum Theil auch aus Reiteren bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, das er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrach-

sieben und dreyßigster. 29

betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es betauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

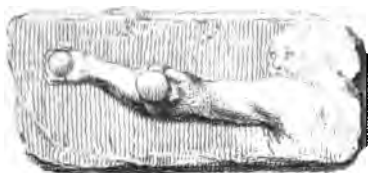
Nein, der Borghefische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage
dem

30 Antiquarischer Briefe

dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kämpfen geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand, sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedene Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbetrn versichert, welcher in Rom diese Statue studiret, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncte gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch
der

(*) S. Taf. 1.

Tab. I. p. 30.





Achsen und dreißigster. 31

Der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nach geschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber scheint einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke (*) sogar den Vorfall bestimmen zu können,

(*) Monumenti antichi & inediti, Tratt. prel. p. 94. & Ind. IV.

32 Antiquarischer Briefe

Können, bey welchem dieses geschehen sey: z
nehmlich bey einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er ei-
nen Ausfall der Belagerten haben anneh-
men müssen, wenn man in ihn gedrün-
gen wäre, sich umständlicher, auch nach
der übrigen Lage der streitigen Vorstel-
lung, zu erklären. Denn nur bey dieser
kann der Belagerer mit dem Feinde, zu-
gleich aus der Ferne und in der Nähe, zu
streiten haben; nur bey dieser kann er ge-
nöthiget seyn, sich von oben her gegen das,
was von den Mauern der belagerten
Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken,
indem er zugleich handgemein geworden
ist. Handgemein aber ist diese Figur,
die wir den Fechter nennen; das ist offen-
bar. Sie ist nicht in dem blossen unt hä-
tigen Stande der Bertheidigung; sie greift
zu

Il preteso Gladiatore sembra statua
eretta in memoria d'un guerriero
che si era segnalato nell' assedio di
qualchè città.

zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräfte[n] zu versehen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingischen Gelehrten, dieses die schließendere! „Der Soldat des Charis sollte den anprellenden Feind bloß abhalten; die Stellung des Borgheisischen Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist: folglich kann dieser nicht jener, jener nicht dieser seyn.“ Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Berwechslung

II. Theil. E lung

34 Antiquarischer Briefe

lung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

Acht und dreyßigster Brief.

Über noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzelnen, so wie es existiret hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige

tige Stand der Schußwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefehr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgibt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem mins

der zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterei, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweideutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle Hermenevtische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich

gleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zwendeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateinischen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch *obnixo genu scuto* so schwankend andeutet, von einem durch *τας ασπιδας προς το γονυ κλινοντας*, und von dem andern durch *τας ασπιδας εκ γονυ προερεισαμενυς* ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich.

38 Antiquarischer Briefe

Nun findet sich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyan. (**). Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, dem ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner seyn.

Kurz: die Parallelstellen des Diodor und Polyan entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingische Gelehrte sie mehr unter seine Beslites als Triarios zu ordnen scheint. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessal. T. H. p. 27.

(**) Sret. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 103.

Daß ich nur diese Einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.,,

Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghefische Fechter mag meinerwegen nun immer der Borghefische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrifft, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tief gelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neun und dreyßigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich
E 4. ihn

40. Antiquarischer Briefe.

ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyan spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweideutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? En nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr En so laut; und es war noch dazu ein Winden!

Freylich! Indes, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten.

Noch

Noch ist bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn ist, gesehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyan gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verschaffen können: wie wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewänne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Uebersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sich die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingsche Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Beles zu Florenz zu finden glaubte, der

E 5

auf

42 Antiquarischer Briefe

auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsezet. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meinet, welche das linke Schienbein vorsehend, auf dem rechten Knie lieget, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hieran wohl Recht? — Wo ist ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diosdorus? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere, — τῆ ταξίει μένοντας — μὴ
πρὸς

προδραμειν, αλλα μενειν ησυχαι; 2) Die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — εν ορθω τω δορατι μενειν — τα δορατα ορθα προτειναμενυς; 3) Die Schilder gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto — τας ασπιδας προς το γου κλινοντας — τας ασπιδας εις γου προφερεισαμενυς. Da ist nichts vom Nierdverfallen; da ist nichts, was das Nierdverfallen im geringsten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würde sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich
das

44 Antiquarischer Briefe

das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τῆς πολεμικῆς καταπεφρονηκοῦως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese καταφρονησιν abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darinn schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch ist das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiteren auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehres
gegen

gegen die Erde gesteißen Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvoll, Fußvoll mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken siehet, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knien, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knien, wenn die fordern Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, con-
furgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre
Ber

46 Antiquarischer Briefe

Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich blos gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die fohrdern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind blos festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anshöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, solt ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen Knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Berles,

Es, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingische Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Ähnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias auffuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Beles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angelegt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:“, so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen

48 Antiquarischer Briefe

wesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Beles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einzulassen zu können. Aber des Schildes ersinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Beles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen *deparat. voi. Supis* aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*)

Doch

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III.
Dial. I. p. m. 103.

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gestehet, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen-Denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias sich nicht blos auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vor-

50 Antiquarischer Briefe

stellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ες γονυ προεξειδεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Kloken aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Kloß nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (**) Die
Grie:

(*) S. 103.

(**) „Linguet hätte die Steine betrach-
ten sollen, auf welchen man den
„dop:

Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, ὄχραον und πορραξ; und ich meine, daß ὄχραον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will) πορραξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann. (*) An dem ὄχραον blieb das

D 2

Schild

„doppelten Riemen am Schilde deut-
 „lich sieht, durch den die Soldaten
 „den Arm steckten. Auf andern ist
 „nur eine dergleichen Handhabe zu
 „sehen. l. c.

(*) Lipsius (Anal. ad Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und ὄχραον und πορραξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeigt selbst die Stelle beym Euidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πορραξ den Armriemen oder die Handhabe

52 Antiquarischer Briefe

Schild beständig fest: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ

habe bedeute. Πορπαξ κατά μεν τινας ὁ ἀναφορεὺς τῆς ἀσπίδος. ὡς δὲ τινες, τὸ δίηκον μέσον τῆς ἀσπίδος σιδήρον, ᾧ κρατεῖ τὴν ἀσπίδα ὁ στρατιώτης. Ich sage also auch nicht, daß ὄχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeinet seyn kann. Alsdann, sage ich, heißet ὄχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er sagt, daß die ὄχανα der Schilder von den Carriern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Deum πορπαξες, Hand:

Ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand
nöthiger brauchte. Dieses scheint Epi-

D 3

sus

Handhaben, mußten an den Schilden
nothwendig auch damals schon seyn,
um sie von dem Leibe abzuhalten und
nach Befinden zu lenken. Die Cartier
erfunden bloß, daß es besser sey, die
Schilder an dem Arme selbst zu be-
festigen, als um den Hals zu tragen.
Οχραυον und ποπραξ mußten in der
Weite des Ellebogens bis zur geball-
ten Hand aus einander stehen. Da-
her saß jener mehr gegen den obern
Rand des Schildes, und dieser gegen
die Mitte desselben, damit ein großer
Theil über die Hand hinaus reiche,
und sich die Deckung desto weiter er-
strecke. Jener war ein wirklicher
Riemen, mit einem kleinen Polster
an dem Orte, wo der Arm an dem
Schilder anlag: dieser aber war öfters
von Eisen, und gieng durch das Schild
durch. Dem ποπραξ entspricht das
Lateinische ansa, und Eipsius (l. c.)
hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit
einer

sius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführet, schliessen will, daß ihre Spiesse nicht allzulang könnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen. (*) Sie konnten die andere Hand

einer Stelle des Ammianus sagt: Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore. Denn diese Stelle selbst zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheissen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, haustæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum
sa-

Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spiesse mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Speiß zu fassen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestiget war: so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesezten linken Fuß herabsinken, und wenn es lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen

D 4

Sols

farissz. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

56 Antiquarischer Briefe

Soldaten zu nehmen befaht. Er befaht ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, *τασ ασπίδας προς το γονυ κλινοντας*; zugleich mit der Linken den Speiß zu ergreifen, und so, *ἐν ὀρθῳ τῷ ὄρατι μενειν*, mit gefällten Spiessen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben sowohl von den Worten des Nepos und des Polydorus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an den Armsriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spiesses zu brauchen: so werfen Sie ein Blick auf einen Stein beim Ratter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen





magn.
Gem.



magnitudo Gemma...

einen Abriß davon beizulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgesezte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführt würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge; und müssen, der Billigkeit nach,

D 5

als

(*) S. Taf. II. Beym Ratter ist es die neunte Tafel.

als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Bierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Kloßen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Kloß nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey An-
mer-

merkungen beifügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen., (*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler, sagt Hr. Klok, „pfliegten gern ihre „Steine hoch und schildförmig zu schleifen.,“ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja jetzt drey ganz verschiedene Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier, oder le Metteur en œuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores,

(*) S. 52.

res, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede *εργασία προς το λαμπρον*, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyxen, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheim:

hei miß dürsten gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man ikt unter tausenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indes zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bey einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann. (*) Natter hat sehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muths.

- (*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possedoient le secret de raffiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à present à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture;

Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienen. Omnes gemmæ, sagt er, (*) mellis decoctu nitescunt, præcipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an

jecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(*) Lib. XXXVII. Sect. 74.

an einem andern Orte, (*) der Blüthe des Burbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um in Ermanglung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Burbaumblättern oder Blüthen abzureiben; Falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfangen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Klust schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die
 Alten

(*) Lib. XVI. Sect. 18.

Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) *Opali smaragdus tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt.* So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die

lehte

(*) *Libr. XXXVII. cap. 6.*

Briefe vierzigster. 65

letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befohl; atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: & cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun versteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinete wegen mag also Harduins Verbesserung

II. Theil. E ges

gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigent. ich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als manganones, adulteratores gemmarum seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie fasten und sehten; und bey dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeigt, so wie man ihn
wens

wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bey andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Pausanias (*) die Compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Ἐτεροποταλοκούς) dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und
E 2
schilder

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

68 Antiquarischer Briefe

schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Aloß lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte: und sie konnten die äußern und vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen. Die alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu bilden. Man hat aber doch Beispiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum

Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloss in der glatten Area des Steines erkennt man noch keine Conexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einem ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das

70 Antiquarischer Briefe

macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbe-
wegen, und in Gedanken jedes einzelne
Stück desselben applaniren. Sollte aber
dieses Hemisphärium aus dem Punkte
seiner höchsten Erhöhung oder Vertie-
fung auf einmal übersehen werden, wie
eine geschnittene Gemma: so würde für
den Mahler auch nicht mehr Raum dar-
auf seyn, als auf dem platten Zirkel von
gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle
wäre es so wenig wahr, daß ihm das
Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die
Glieder oder Theile seines Objects in ihren
wahren völligen Maassen zu zeichnen, daß
vielmehr gerade keines so gezeichnet wer-
den könnte, und er überall Verkürzungen
oder Verlängerungen anbringen müßte,
wenn er dem Auge glauben machen woll-
te, anstatt eines sphärischen Körpers, eine
bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Könn-
ten sie aber wohl Hr. Klotzen bekannte
seyn,

fenn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüppelig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen: der Unterschied des Raums zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

72 Antiquarischer Briefe

Hr. Kloß fährt fort: „Jene schildförmig geschliffene Steine waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem. Wir haben vorstreffliche Steine von dieser Art, die wir nicht genug bewundern können.“

Das soll doch wohl ein zweyter Nutzen seyn, den Hr. Kloß den geschliffenen Steinen benlegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu fügen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!“ Nur der schildförmige

wige hierzu bequem? Das versteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? Aber wis denn, warum denn bequemer? —

O, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet. Hr. Klok weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zwey und vierzigster
Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Kloßen tadle, hat nicht Hr. Kloß, sondern Hr. Pippert gesagt. Herr Kloß hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Pipperts zustand, diesen blos ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebnen getadelt habe. Als Hr. Kloß Pipperten plünderte, entwandte er nur Pippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Hr. Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bey geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bey geschnittenen Steinen noch mehr; sie nahmen einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in welchen sie auf oberzählte

„Mit

(*) S. XIX.

76 Antiquarischer Briefe

„Art die Figuren einschneiden; die Fläche,
„welche nun im Abdruck hohl erschien,
„machte, daß die Nebenfiguren, wie von
„der Seite oder herumgestellet und von
„der Hauptfigur entfernt aussahen, da
„diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt
„war.“

Die Anmerkung ist richtig und fein.
Da die Theile einer concaven Fläche
wirklich in verschiedener Entfernung von
unserm Auge liegen; da sich wirklich
nähere und tiefere Gründe darauf fin-
den: so ist es gar wohl möglich und be-
greiflich, daß die Natur der zu kurz fal-
lenden Kunst hier zu Statten kommen,
und die Wirklichkeit an die Stelle der
verfehlten Nachahmung treten kann.
Das ist: es können und müssen Figuren,
auch ohne nach den Regeln der Perspektiv
behandelt zu seyn, mehr oder weniger
entfernt scheinen, — wenn sie wirklich
mehr oder weniger entfernt sind. Da
aber der Künstler zu seiner Täuschung
nur

nur den Schein, und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülfflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung macht freylich einen Eindruck im „Auge von einer ziemlichen Weite des „Raumes, wodurch beym ersten Anblick „der Verstand betrogen wird. Er wird „aber auch bey genauer Betrachtung, „wegen der Möglichkeit und Wahrheit „gar

78 Antiquarischer Briefe

„gar bald in Zweifel gesetzt, den man,
„ohne Begriffe von Kunstregeln nicht so
„gleich heben wird, und von der Schön-
„heit des Werks gereizt, vergißt man
„leicht, was mancher, auch als ein Un-
„wissender, nur für ein Nebenwerk hält,
„weil er nicht nach der Wahrheit und nach
„der Kunst zugleich urtheilet.“

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Pippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blend-

Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Hr. Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bey Hr. Kloßen finden? Nicht eine Syllbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von den sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsehlich seyn sollte; daß Hr. Kloß dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eignen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen.

Sein

80 Antiquarischer Briefe

Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Kloßsche Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzelnen Beispielen zeigen will! So sagt er z. B. von einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und „schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die Steine hoch und schildförmig „zu schleifen, brauchten die Alten, wie „ich schon im Vorbericht erinnert habe, „um die Figuren in allen Theilen flach zu „schneiden, und doch auch die vom Leibe „abstehende Arme und Beine, ohne sie „zu verkürzen, geschickt heraus zu bringen.“ Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Kloß hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreiten sich „die alten Künstler von dem Zwange, „den

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

„den ihnen der enge Raum des Steines
 „anlegte; und sie konnten die außern vom
 „Leibe abstehende Theile der Arme und
 „Beine ohne Verkürzung geschickt her-
 „ausbringen.“ Kann man wörtlicher,
 und doch zugleich ungetreuer abschreiben!
 Herr Klotz behält ein jedes Wort, und
 ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders
 als es bey Herr Eipperten sagt.

Hr. Eipperts Meinung ist die! Da auf
 einer schildförmigen Fläche gewisse Theile
 wirklich dem Auge näher, und andere
 weiter von ihm entfernt liegen: so kann
 der Künstler seine darauf zu schneidende
 Figur so stellen, daß gewisse Glieder der-
 selben uns näher oder weiter scheinen,
 ohne daß sie darum viel tiefer oder viel
 flacher geschnitten sind; als andere. Die
 ganze Figur kann gleich flach geschnitten
 seyn, und dennoch kan durch den Vortheil
 der schildförmigen Fläche dieses Glied
 mehr vorzutreten, und ein anderes mehr
 zurück zu weichen scheinen. Nehmlich

82 Antiquarischer Briefe

was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beispiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet ist; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervorbiege? Wie tief hätte

hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm Raum

84. Antiquarischer Briefe:

hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen lassen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwen und zwanzigsten Tafel beym Natter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schult-

ter:

terknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein wirklich schüldförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne Deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, blos weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der converen Steine, vor Lipperden, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechszehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der siebzehnten von dem Schwanze

F 3 des

(*) Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à l'a hauteur des yeux.

86 Antiquarischer Briefe

des Löwen sagt. (*) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die convexen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beispiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?„

Drey

- (*) La queue du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'élève presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelschen des Herrn Klop ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter

88 Antiquarischer Briefe

gegeben, (*) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? Dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennet, als dem Künstler, der die Litteratur

(*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pu placer la tête sur la même ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, & par conséquent le tout seroit devenu trop grossier & pesant. Il paroît par là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se régler pour choisir une surface ou plate ou convexe; & cela dépend du génie de l'artiste.

ratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem sich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes ausfert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weitem Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt: er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden. Und das habe ich doch wohl bewiesen!

Wahr ist es, auch die Worte des Hrn. Klotz, „daß sich die alten Künstler durch „die schildförmige Fläche von dem Zwangsge befreuet, den ihnen der enge Raum „des Steines anlegte,“ sind gewissermaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigstens bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinem hinzufügt, beweiset

§ 5

set

(*) S. 15.

98 Antiquarischer Briefe

set auch unwidersprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Eippert kömmt nehmlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine zu sprechen. Besonders erklärt er sich, bey Nummer 139 des ersten Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweiten beibringt, den Herr Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, schreibt Herr Eippert, (*)
„schon längst etwas von den hohen Stei-
„nen sagen sollen, die sich zu unserer heu-
„tigen

(*) S. 59.

Drey und vierzigster. 91

„tigen Art zu siegeln nun nicht mehr
„schicken, da wir uns, anstatt des bey
„den Alten gewöhnlichen Wachses, des
„Siegellacks bedienen. Man kann eine
„gedoppelte Ursache angeben, warum den
„Alten ein hoher und schildsförmig ge-
„schliffener Stein gefiel. Erstlich um
„die äußern Theile einer Figur, des
„flachen Schnittes ungeachtet, dennoch
„ohne Verkürzung der Arme und Beine,
„wobmit sie sich ohnedies nicht gern abga-
„ben, geschickt herauszubringen, ohne
„sich wegen des Raums zwingen
„zu dürfen, wie es wohl hät-
„te geschehen müssen, wenn der
„Stein wäre glatt geschliffen
„gewesen. Die zwote Ursache konnte
„diese seyn, weil, da das Wachs nicht
„so hart, als unser Siegellack, ist, das
„Bild leicht würde seyn gedrückt, und
„also verwischt worden; nachdem es ober-
„auf diese Art zu stehen kam, so verhin-
„derte der nunmehr durch den Abdruck
„ent-

92 Antiquarischer Briefe

„entstandene hohe Rand, daß es nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bey den besten und ältesten Steinen.“

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler liest, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheint. „Ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen.“ Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben.
Glatt

einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äußern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußere Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem lehtern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es

dem

Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

94. Antiquarischer Briefe

dem platten Steine da an Masse fehlet, wo das äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana bey'm Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Kloß? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Kloß, ihn
richt

richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klobz Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit eckeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beispiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Conexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherte zu bringen möglich gewesen wäre.

Bier

Zier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Kloß so lächerlich mißverstanden? und zweitens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Converität bey dem Abdrucke im Wachs zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm

ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als

(*) No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre & l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut pénétrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyes le No. 10, ou le même Outil touche bien plutôt aux bords de la pierre plate.

II. Theil.

Ⓔ

98 Antiquarischer Briefe

als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer sind, „ als die platten: in so fern sie es nehmlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figur nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Conexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art Fläche

Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die dar-
 auf kommen soll; ist bald diese bald jene
 zuträglicher, und eben so gut, als Herr
 Kloss behaupten können, daß die schild-
 förmige Fläche zur Abwechslung in dem
 mehr oder weniger Erhabnen bequem sey,
 eben so gut kann man auch behaupten,
 daß sie nicht minder bequem sey, eine Fir-
 gur durchaus flach darauf zu schneiden,
 ohne daß darum alle Theile dieser Figur
 gleich nahe oder gleich weit entfernt zu
 seyn scheinen. Ich will ein ganz einfäl-
 tiges Exempel geben, welches beide Fälle
 erläutern kann. Man nehme an, es solle
 ein rundes bauchichtes Schild mitten auf
 einen sphärisch convexen Stein geschnitten
 werden. So wie man verlangt, daß
 sich dieses Schild auf diesem Steine zeis-
 gen soll, ob auch von seiner convexen oder
 von seiner concaven Seite: so wird auch
 der convexe Stein sich bald mehr, bald
 weniger dazu schicken. Soll das Schild

seine concave Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem converen Steine den Umbo des Schildes so tief heraus-hohlen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen; so ist eben so klar; daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach: schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann; indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefften Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indes, welches die Werkzeuge bey einem converen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgehen des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht

(*) S. 194.

nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, Daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nemlich vor Den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeheth, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant: so will er, Daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn Dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffen zu schneiden verbothen gewesen. (*)

§ 3

Doch

- (*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi,) ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich sehe sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis so nach Gewalt geschiehet, wenn man es auf das nächststehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige

Ber:

visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcutur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in univsum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne ostensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumpetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta & resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo & à veritate & Plini mente discedunt.

Hier

Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so un bequem müssen nothwendig, aus der

G 4

nehms

Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumpetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumpetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen
spies

nähmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem *Sotto Squasdro* hineinzu gehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes verdeckt würden. Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, *cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur*, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redet.

ren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich Dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbeugen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Über eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedne alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: (*) so meinte er, daß sich dergleichen Steine

(*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Existunt in Museo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel semiexstantes figuræ, vel insculptæ pariter spectantur: opere
in

Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestüzet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestärken zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse præsumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consue-

in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

sueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßigere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexer Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedient, bedient sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher

eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven

110 Antiquarischer Briefe

eaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichtes, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meinet, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zusehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste

Er:

fünf und vierzigster. 111

Erklärung ist. *Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant.* Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Ges

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, Dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Bettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyste. Sveton beschreibt ihn uns *oculis caësiis & hebetioribus*, (*) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: *Neroni, nisi cum con-*
ni-

(*) Cap. 51.

niveret, ad prope admota (oculi) heberes. (*)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so guten guten Antiquar, als Bettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch ist Herr Lippert in die Fußstapfen Desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Bettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, schreibt er, (**)
 „bey den so subtilen Werken der alten
 „Steinschneider, verdient hier einen Platz.
 „Dieses so Feine hat mehr denn ein scharf
 „sehend Auge erfordert. Die Augen der
 „Alten

(*) Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.

(**) Vorbericht S. XXXV.

114 Antiquarischer Briefe

„Alten haben aber deswegen nicht schärfer, als die unsrigen, gesehen. Es ist also zu vermuthen, daß sie die Augen, so wie es unsere heutigen Künstler auch bey dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, und sich mit Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. Aber diese verfertigen zu können, gehdret zur Dioptrik. Daß aber die Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euclides, ohngefähr dreyhundert Jahr vor Christi Geburth, die Mathesis und auch die Optik gelehret, und daß hernach aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik besonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte seyn, daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen Anaclastica einer Wissenschaft beyleget, die zur Optik mit-

ges

„gerechnet worden, welche es vermuthet
 „lich gewesen ist. Man hat aber viel äl-
 „tere rundgeschliffene Steine, als Euclis-
 „des ist; und die ein Alter von mehr als
 „drentausend Jahren zu erkennen geben.
 „Es wäre denn, daß man aus der Schrift,
 „die man auf den Steinen gar oft findet,
 „und aus dem Charakter der Buchstaben
 „ihr Alter sicher angeben könnte; aber
 „auch da findet man, daß sie das Alter
 „des Euclides sehr weit übersteigen. In-
 „deß halte ich es für gar möglich, daß
 „die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und
 „nur zufälliger Weise können erfunden
 „worden seyn. Ein einziger Tropfen
 „Wasser, der von umgekehrt auf einen
 „kleinen Körper gefallen war, konnte
 „hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne
 „daß man dabey denken darf, daß solche
 „nach den Regeln der Dioptrik verfertigt
 „worden. Denn viele alte Steine
 „sind ganz rund und schildförmig, wie
 „die Microscopia, geschliffen; auch brauch-

„ten die Alten öfters Crystall, oder an-
 „dere eben so reine und durchsichtige Edel-
 „steine, besonders den Beryll. Es durfte
 „nur ein Crystall von ungefehr linsenför-
 „mig geschliffen worden seyn, so war das
 „Vergrößerungsglas entdeckt. Vom
 „Nero weis man, daß er einen geschlif-
 „fenen Smaragd gebraucht, um dadurch
 „die Zuschauer, wenn er aufs Theater
 „kam, anzusehen.,, (*)

Das wird einem flüchtigen Leser an-
 nehmlich genug dünken. Urtheilen Sie
 aber aus folgenden Anmerkungen, wie
 weit es für den Untersucher Stich halten
 dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwie-
 sen, daß Nero ein Presbyte war... Da
 er nun durch seinen Smaragd nach ent-
 fernten Gegenständen blickte, (Horr Lip-
 pert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels;
 Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehl-
 ler

(*) Baccius de Gomm. natura p. 49.

ler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern blos, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfelen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts bey-

118 Antiquarischer Briefe

tragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Vaccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: & mea quidam sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte also den Vaccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Vaccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechtersdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen
ge

gepflegt. Er erwähnet dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darinn falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem

Namen der Anaxilaſt gekannt. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſer Name noch neuer, als ſelbſt der Name Dioptrik: wenigſtens iſt gewiß; daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wiſſenſchaft weder unter dieſem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn ſie durch Mittel von verſchiedner Dichte gehen, eine *ἀνακλασις* (Brechung) leiden: aber nach welchen Geſetzen dieſe Brechung geſchehe, davon wußten ſie ſchlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieſer Brechung überhaupt, ſo ungeſehr einige wenige Erſcheinungen der durch verſchiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie; wie ſich durch die verſchiedne Fläche dieſes künstlichen Mittels, die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe.

3. Doch Herr Lippert glebt die theos-
 rentischen Kenntnisse der Alten hiervon
 endlich selbst auf, und meint nur, daß
 sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt
 haben, auch ohne daß solche nach den Re-
 geln der Dioptrik verfertigt worden.
 Das ist wahr: bediente man sich doch in
 den neuern Zeiten der Brillen schon an
 die dreihundert Jahre, ehe man eigent-
 lich erklären konnte, wie sie der Undeuts-
 lichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße
 Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst
 die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit
 alle Augenblicke wirklich werden können,
 beweiset nichts. Die leichtesten Ent-
 deckungen, müssen nicht eben die frühesten
 gewesen seyn. Im Grunde mochte diese
 Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn,
 als sie Hr. Lippert macht. Die Steine,
 welche die Alten am häufigsten schnitten,
 waren wenig oder gar nicht durchsichtig;

§ 5

und

(*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik
 S. 366.

und wenn auch der reinste Krystall von ungefehr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten?

ten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig bestreuet. (*)
 „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bey ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsern Kugel ist der vierte Theil des Durchmessers, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten durch sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine größ

(*) S. 381.

„sere Kugel, als sich verfertigen läßt,
 „oder Abschnitte von großen Kugeln, die
 „wir jezo mit Vortheil gebrauchen. Die
 „Alten wußten vermuthlich nicht, das
 „Glas zu schleifen, sie konnten es nur in
 „Kugeln blasen.“ Ich glaube nicht,
 daß diese Erklärung des de la Hire
 sehr befriedigend seyn könnte, Falls auch
 schon die Sache, die sie erklären soll, ihre
 Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch
 ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach ent-
 fernten Gegenständen sahen, mußten sie
 nicht nähern vorbei sehen? und wie leicht
 konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in
 der Entfernung finden, den die Brenn-
 weite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es
 wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche
 Kugel niemals von ungefehr so gelegen
 hätte, niemals von ungefehr wäre so ge-
 führet und gehalten worden, daß das
 Auge einen Gegenstand durch sie, von un-
 gefehr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn
 nach Maaßgebung ihres Diameters ver-
 größ

größern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) *Litteræ quamvis minutæ & obscuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur*, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl als dem de La Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neuern Schriftstellern Manni der erste, der in seinem

Trakt

(*) Natural. quæst. lib. I. cap. 6.

Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als De la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Man- ni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Ver- größerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheint, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im ge- ring-

ringsten vermüthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam; weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird.

Nein;

Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgeleiteten, so — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine *qualitas occulta*, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele

Ziele auf einer ganzen falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procopodorus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Ärzten des Kaisers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλέπουσιν εὐθὺς, κραταίῃ
τοῦ σφυγμοῦ τῆ

Θωρακὸς καὶ τὰ σκυβάλα μετὰ τῆ
ὕλης —

„Sie kommen, betrachten ihn starr, fühl-
 „ten ihm an den Puls und beschauen die
 „Auswürfe mit dem Glase.“ Menage
 war Anfangs nicht ungeneigt, unter die-
 sem Glase eine Brille, oder sonst ein Ver-
 größerungsglas zu verstehen: endlich aber
 hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos
 ein Glas darunter verstanden werde, wel-
 ches über das Gefäß, worinn die Aus-
 würfe waren, gelegt wurde, um den
 übeln Geruch abzuhalten. Molinex
 und Smith stimmen dieser Auslegung
 bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß
 sonach die Stelle auch wohl nur blos von
 der Besichtigung des Harnes zu erklären
 sey. Ja Manni selbst sagt: (*) „dieß ist
 „in der That auch der wahre Verstand;
 „wie man eben diese Gewohnheit noch
 „heutiges Tages an einigen Orten findet:
 „oder man müßte das Glas für eine Art
 „von

(*) Nach der deutschen Uebersetzung, in
 dem 7ten Theile des Allgemeinen Med-
 gazins. S. 9.

von lenze erklären; wiewohl ich zweifele, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt haben. Aber wenn Manni hiernach auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Exeremente ihrer Kranken betrachteten, mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen? Ein Arzt, dünkte ich, sollte so eckel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Koths etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα τῆ ὑελίᾳ* sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es be-

fremdet mich, daß Maani auf diesen natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähntlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, (*) quæ sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crySTALLINA PILA adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. (**) Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nehmliche durchsichtige Kugel, welche

(*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(**) Libr. XXXVI. sec. 67. Addita aqua vitrea pilæ sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

welche brennet, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieser nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegsinken; und was hinderte die Alten so daun, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des

Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, (*) bei Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοσφαιρες αντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucen-

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

centes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erfor-

136 Antiquarischer Briefe

derliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem coloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilæ sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

6. Und nun, dem Hrn. Pippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Pippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es

Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelpfen, die ein gesundes unbewaffentes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu
brau:

brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: Da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle ihiger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachlässiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärferer? eine Unterscheidung erfordert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere

(*) Lib. XX. sect. 51. & lib. XXXVII. sect. 16.

unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürste.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klopischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines, dienen den Alten bey

„*et*

(*) S. 53.

sechs und vierzigster. 141

„erhaben geschnittenen Werken oft zur
„Erreichung ihres Endzwecks, die jedem
„Dinge eigenen Farben zu geben und die
„schönste Mahleren zuwege zu bringen.
„Sie wußten hierdurch ihren Werken
„eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der
„Natur näherte, und machten dem Mah-
„ler seinen Vorzug zweifelhaft. Die
„Farben sind so gebraucht, daß die Far-
„be, welche zu einer Sache angewandt
„worden, sich nicht auf eine andere zu-
„gleich mit erstreckt, und alle Unordnung
„ist vermieden.“

Welch schielendes Wortgepränge! wel-
che abgeschmackte Uebertreibung von der
etwannigen Wirkung eines glücklichen Zus-
falls, oder einer ängstlichen Täudeley!
Also war es, bey erhaben geschnittenen
Werken, der Endzweck der Alten, „jedem
Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“
Der Endzweck! kann man sich ungereim-
ter ausdrücken? Und diesen Endzweck
halsen ihnen die natürlichen Adern und
Flecken

Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Malererey daraus entstand? Die schönste Malererey! Eine Malererey, die dem Maler. seinen Vorzug zweifelhaft mache! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidnen Fleckchen ausleget, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Rothe zu fürchten, den Potterbüben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (*) „viele geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die „Akrosticha und Chronodisticha in der „Poetik.

(*) Anmerkungen: c. S. 31: (Cassel 1768: in 12.

„Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe.
 „ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.“
 Auch Hr. Lippert erkennet diesen Zwang
 fast an allen so mahlerisch geschnittenen
 Steinen, die er seiner Dactyllothek dem
 ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu
 also in einem Büchelchen so viel Auf-
 hebens davon, das die Gemmen haupt-
 sächlich zu Bildung des Kunstauges und
 des Geschmacks empfiehlt? Hier würde
 vielmehr gerade der Ort gewesen seyn,
 die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken
 der Kunst zu warnen.

Sehen Sie noch hinzu, daß die besten
 unter diesen Afterwerken der Kunst, die
 jenigen, meine ich, welche die richtigste
 ungezwungenste Zeichnung und Anord-
 nung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich
 will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine
 bestehen, dessen Streife von verschiedener
 Farbe man so kunstreich genuset, son-
 dern daß es verschiedene Steine sind, die
 man so unmerklich auf einander zu setzen
 ver-

verstanden. Sardonyches, sagt Plinius, (*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie

(*) Libr. XXXVII. sect. 75.

Sie werden mich fragen: was ich eigentlich Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weis wohl, daß man ikt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weis aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch ikt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhobene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Boet: (*) Dum crusta unius coloris

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boet, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, ohnstreitig das vollständigste

146 Antiquarischer Briefe

loris scalpitur, ac alterius coloris
pro strato relinquitur, tum gemma-
rii

und gewöhnlichste Handbuch in die-
ser Art von Kenntnissen ist. Denn
sonst hätte ich eben so wohl andere,
als z. E. den Cäsalpinus, citiren kön-
nen, welcher libr. II. de Metallicis
cap. 36. das nehmliche, fast mit den
nehmlichen Worten, sagt: scalpunt
gemmaarii has (Onychas) vario
modo. Si enim crusta alba alteri
nigræ superposita sit, aut secun-
dum alios colores, ut rubens, al-
bæ aut nigræ, aut e converso,
scalpunt in superiori imaginem, ut
inferior veluti stratum sit, has
vulgo Cameos vocant. Es ist be-
kannt, daß Cäsalpinus einige Jahre
früher als Boet schrieb; und aus
solchen gleichlautenden Stellen hat
daher Caylus den Boet zum Plagias-
rius des Cäsalpinus zu machen, kein
Bedenken getragen. „Dieser Schrift-
steller, schreibt Caylus, (in seiner Ab-
handlung vom Obsidianischen Steine
S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze
„Stücke

rii. Camehujam vel Cameum
vocant, sive Onyx, sive Sardonyx

R 2

lit.

„Stücke aus dem Texte des Cäsalpini
abgeschrieben, indem er nur ei-
nige Ausdrücke daran verändert,
oder hinzugesetzt. Er ist nicht zu
entschuldigen, daß er hiervon gar
nichts gedenkt und den Cäsalpinus
unter der Zahl der Schriftsteller,
deren er sich bey Vorfertigung sei-
nes Werks bediente, nicht einmal
genennt hat.“ Diese Anklage ist
hart: aber Boet hat ein Verzeichniß
so vieler andern Schriftsteller, die
er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt;
warum sollte er nun eben den Cäsal-
pinus ausgelassen haben, wenn er
ihn wirklich gebraucht hätte? Er
hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr
gebraucht, als irgend einen andern.
Folglich kann es gar wohl seyn, daß
Boet mit seinem Buche, das 1609
zuerst gedruckt ward, längst fertig
war, als das Buch des Cäsalpinus
zu Rom herauskam, oder in Deutsch-
land durch den Nürenberger Nach-
druck

fit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Dnyr schneiden soll, der eine gleich hohe weisse und

druck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von umgekehr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Mahlerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem istsigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhabenen geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vor-

K 3

kömmt,

150 Antiquarischer Briefe

Kömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutsche haben Camee ohnstreitig gerade zu, von dem Italienschen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns
vors

vors erste den Menage (*) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gassarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen: Menage selbst aber, zu einem griechischen Worte.

Gassarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäsrichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussehen, (**) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heiße, als Himmlische Wasser, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wäsrichte

R 4

oder

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

(**) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate; deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur ge-
prägt

prägt iſt, ſehr groſſe Tugenden beſ. (*)
 Doch Hueter hätte wiſſen ſollen, daß Ka-
 mia nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſon-
 dern ein Rabbinisches Wort iſt; das iſt,
 ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus
 einer fremden Sprache entlehnet haben.
 Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was
 bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus
 der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns deſfalls zu dem
 Griechiſchen verwieſen haben. Denn er
 ſagt, Camayeu komme her von *καμα*
 tief, weil ſie tief gegraben worden. (**)
 Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief,
 ſondern die erhaben geſchnittenen Steine,
 die man vorzüglich Camayeux nennet.

§ 5

Außer

(*) Parcequ'on attribuoit de grandes
 vertus à ces pierres, qui ſont em-
 preintes naturellement de quel-
 ques figures.

(**) A cauſe du creux ou ces pierres
 ſont taillés.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als die von *καυμα*, die Cerutus (*). (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. *καυμα* heißt Brand; und daher sey *Camæ* gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyre darunter: aber woher beweiset er, daß die Onyre nur an solchen Orten erzeugt würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen *Camee*, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyren bengelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyren voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch

(*) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. *Camæ a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.*

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellet, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italienische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Voet nennt, (*) bald Gemohuidas, bald Gammehü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geschrieben.

(*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverlässig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. Seite 61.

156 Antiquarischer Briefe

ben. (*)' Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Syllben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten

(*) Gemohuidas schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, sese principem offert, quod usu vulgatiores est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhii schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarum vero seu scalptores gemmarum gemmas minus

ten Syllben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trüchtig, heißen solle. Doch
wer

nus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie putato, Speckstein appellant, & Gamsenhü.

Gemmahuia schreibt es Joh. Rentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latio, & Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas sculpturas.

wer würde sich einen solchen lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammehü, Cameo; ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen
 mis

mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Art Steines, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey; nemlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind. (*) Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nemlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nemlichen Worte seyn, wenn sie es
so

(*) Cæsalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Edsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (*) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst

(*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

angiebt, erhellet. (*) Aus dem Leonardus hat Boot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefahr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufklären könnte!

Hins

(*) Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; & frequentissime onix (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quæ in ipso sculptæ sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Piantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, wohl verführen könnten; nemlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unser deutsches hoch zu

dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters auswachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Pæantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilsam sey, weil er selbst seines gleichen gebähre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gæanidas gelesen, so wäre

§ 2 sifers

sicherlich der Gemmahuja nie zur P^hantis geworden. (*)

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab. (**) Doch das

(*) Indes läßt sich freylich von Gzandidas eben so wenig Rechenhaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιστρας, welches sodann Morbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der P^hantis, oder wie er das Wort schreibet, P^hanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

(**) (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limen

Das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Specksteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Na-

§ 3

men

mes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, eadem veterum Pæantides non recte facit.

(*) Pract. Mineralsystem S. 100.

men des Specksteins, auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Carmanija in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwey Syllben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (*)

Zum

(*) (Plinius Libr. XXXVII. sect. 24.)
Exponenda est & Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transfilit ex lapide Carmaniz. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. sect.

Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil des Werths von diesem Unter:
 4 ter:

setzt. 6. Stehet anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmastius hat schon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indesß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Bèyni Richelet wird Cassidoine durch Murtha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines,

terschiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und man noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so wichtig sind, als der ganze

nes, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzt, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Cassedonia, sagt Paet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weisser Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Karchedon, ihren Beynamen haben, nicht das

ganze Brust, mit dem Ich diesen Brief
vollgepfropft habe.

Wenn ein Cameo, oder Carnayeu, nur
ein solcher erhaben geschnittener Stein ges-
heissen hat, und eigentlich heissen sollte,
dessen Grundlage von einer andern Farbe
ist, als die darauf geschnittene Figur;

§ 5

der

das geringste ähnliches hat. So viel
weiß ich nur, daß er diesen Namen
nach den Zeiten des Marbodus muß
bekommen haben. Denn der Chal-
cedon des Marbodus ist weder unser
Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger
Stein, sondern der kalchedonische
Smaragd des Plinius, vermengt
mit eben desselben smaragdartigem
Jaspis, Grammatias oder Polygram-
mos genannt, wie aus dem Zusatze,
daß er den Rednern und Schwäl-
tern dienlich sey, erhellet. Weder
die Ausleger des Marbodus, noch
Salmasius, der den Chalcedon des
Marbodus bloß für des Plinius tur-
bida Jaspis, quam Calchedon mie-
rebat, hielt, haben dieses gehörig
bemerkt.

Der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyx dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemählde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemählde dieser Name bengelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux; wie sich Vernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαί, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus
Einem

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devoit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαί, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbücher, sagen eben das.

Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet sind, und hierinn die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Dunre versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte
er

er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyx noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyx begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhabene geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhabene geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhabene, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt,

zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüte, oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klopß zur Erläuterung seiner zweenen Anmerkung über das Mechanische der Kunst beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klopß zu thun wäre. Ich will es also
nur

nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Kloß hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus „vier Lagen, einer über der andern, besteht, und auf welchen der vierspännige „Wagen der Aurora erhaben geschnitten „ist.“ Erst, mit Erlaubniß des Herrn Kloß: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich!

Was

Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß;

- (*) (Plinius Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis. — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin laß man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sonderbar genug klingt, „aus Dons nerkeilen zusammen geküttet.“ Doch Harduin's Verbesserung ist untwidersprechlich, wie man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodius

176 Antiquarischer Briefe

muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unungänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen. (*) Nun aber ist unter

das für sich auführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis
iste colores;
Albus & hinc niger est, rubeus
supereminet albo.

(*) Salmastius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius; worinn er das finden will, finde

unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade ist; und das ist sonach der zweyte Grund warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinen Bedanken nach hätte ihn Plinius schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben belege; so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zwey

finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sardis.

zweifarbichte Schichten wechselweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ringen und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall: Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Dmff zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf

.lauf

lauf der nehmlichen Schichte ins Hellere; so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmälige Verdunkelung der weissen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonj zum Dnyz macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettischen Sammlung, sagt er, wird ein Tiger aus dem orientalischen Steine, Maco, bewundert, wo sich der Künstler der Flecken des Steines bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat

jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Seher versehen, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: *exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco.* Moco also; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehrt, daß Gori einen Mokhastein meint; einen Stein, den ist fast jeder kleine Galanteriekrämer kenne, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht sagen, Herr Kloß; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht blos bey diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil

Acht und vierzigster. 181

er eben um Molha gefunden, sondern aus andern östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigster Brief.

Sori zeigt sich überhaupt, in seiner Dactyliothel des Zanetti, nicht
M 3 eben

(*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast S. 86. Agates, which the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for the are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.

182 Antiquarischer Briefe

Ben als einen besondern Steinfenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser es was dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabey denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe, wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: (*) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avuicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr

(*) Tab. IX. p. 17.

sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (*) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen; wenn es nur an ihm liegt, sich von den nehmlichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen?

M 4

chen?

(*) Laet Libr. I. cap. 23.

chen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gurdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beispiele wegen merkwürdig. *Se non param admirari, schreibt er, (*) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicereut & plerasque*
alias

(*) Præf. Interpret. Gem.

alias ineptissimis vocabulis appella-
rent, quæ tamen elegantissimis no-
minibus apud scriptores, tum Græ-
cos, tum Latinos celebrarentur.
Den Rubin ausgenommen, über den
man durchgängig einig ist, wird man die
übrigen neugeprägten Namen, von nach-
herigen Schriftstellern auf ganz andere
alte zurückgeföhret finden. Sie mögen
darinn auch leicht eben so viel Recht ha-
ben, als Stella: nur wegen des Amans-
dins möchte ich es lieber mit diesem hal-
ten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus
Alabandicus ist bey dem Plinius ein
und eben derselbe Stein; einmal nach ei-
ner ihm besonders zukommenden Eigens-
schaft, und einmal nach der Gegend, wo
er vornehmlich gefunden ward, so ge-
nannt. Denn beide sind dem Plinius
aus dem genere ardentium, beide
sind ihm nigriores oder remissiores
carbunculi, und von beiden sagt er,

M. 5

daß

186 Antiquarischer Briefe

Daß sie in Orthosia caute oder circa
 Orthosiam gefunden würden. Wenn
 also Stella den Almandin der Neuern
 zu der Lychnis der Alten macht: so
 macht er ihn zugleich zum carbunculo
 alabandico, das ist, zu einem dunkel-
 rothen Rubin. Cäsalpinus hingegen,
 Boet, Paet und die ganze Heerde ihrer
 Nachfolger, machen den Almandin zum
 Troezenius des Plinius, das ist, zu
 einem Rubin mit weissen Flecken. Doch
 unterscheiden eben diese den Almandin von
 dem Almandin, welchen letztern sie für
 den carbunculum alabandicum aus-
 geben, ob schon ohne im geringsten zu
 vermuthen, daß dieser und die Lychnis
 ein und eben derselbe Stein sey. Ich
 habe aber nicht finden können, mit wel-
 chem Grunde sie den Almandin und
 Almandin zu zwey verschiedenen Steinen
 machen: beide Namen scheinen nur Ein
 Wort, beide nichts als das verstümmelte
 Alabandicus zu seyn. Dazu kommt
 eben

eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. (*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Vorfahren, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wapfe, oder wie sie es schrieb

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophrastus's History of Stones, P. 44.

schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn mittelst des Pæderos erhalten, eines Benamens, dem man, wie Plinius meldet, gemeinlich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, schreibt Boot, (*) hæc gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrini & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wanse ehem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Ist wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen:

„dies

(*) Lib. II. cap. 46.

„Dieser Knabe ist eine Waise, er ward sehr jung zur Waise.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waisen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Waise ist nichts als das übersezte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (*) Hätte Boot

(*) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vicio librariorum, qui

bey dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Wapsofen, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Pwercer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehreren Edelsteinen beylegten, so hätte er,

qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id eliminandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque. ejus loco inscribendum fore.

er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehreren? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesamt unter das Geschlecht der Opale gehören.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Bertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen. (*) Dies
ser

(*) St. 96. Jahr 1768.

fer leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt: (*) „Der Achat wird von den mehresten Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, für das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder glänzende, halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, die auch von einigen hornartige, der Aehnlichkeit zufolge, genennet werden.“ Ja er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen wird der Chalcedon,

(*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

„cedon, der Carneol u. s. w. von uns
 „durchsichtigen der Onyx für Achatarten
 „angenommen.“ — Aus welchen Bü-
 chern hat denn nun das Genaische Wir,
 vielwissenden Zones, seine Mineralogie
 gelernt, daß es so bekannte Dinge Theils
 leugnet, Theils nie gehört hat? Und
 so, wie die mehresten Schriftsteller vor
 Brückmannen den Achat zum Geschlechts-
 namen aller edlern Hornsteine, den Chals-
 cedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so
 haben dieses auch noch viele nach ihm ge-
 than, von welchen ich Vogeln statt
 aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der
 Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie
 „Lessing glaubt, wenn gleich Achat und
 „Onyx zu einem Geschlechte gehören.
 „Auf solche Art müßte der Chalcedonyx
 „auch ein Monstrum seyn.“ Mit Er-
 laub-

(*) Mineralsystem S. 132.

II. Theil.

2

laubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weisse Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir iht Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichti-

sichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmannen (*) den ganzen Unterschied zwischen ihm und den Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonix machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt

N 2

es

(*) S. 71 und 80.

es darum nicht für thulich, (*) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durchsichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Blei zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chaledon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chaledon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den

Farb:

(*) S. 86.

Farben, oder der Lage dieser Farben unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Resensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Dnyr mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streife keine notwendige Eigenschaft des Dnyr wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Dnyren würden.“ Daß doch solche Herren meistens das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Dnyre sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten **B a n d s t e i n e n** aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen

Streifen haben, und doch keine Onyre sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyr angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch jetzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahr:

- (*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyr bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achte getrennt worden, in

N 4

wela

from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones; are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often had the same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Kloten, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyre bedienen,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatfardonyr und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyre und Achatfardonyre, sondern auch Achatchalcedonier,

Cap:

Sapphir Achat, und wie die Karitäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. B. unter seinem Sapphir Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigeren Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zwendeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Ste wundern sich, daß ich eines Jesu
naischen Recensenten meiner Briefe
N 5 ges

gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Kloß selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Mänke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja, wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Kloß deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel; die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm
sein

sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, aufrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeugte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schlüsslich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. (*)

Was

(*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Hrn. Klotz, im 133sten Stücke des Sam-

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Kloß sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschädigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Kloß und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich

Hamburg. Corresp. vorigen Jahres.
Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135ten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

sich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erhohlen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denke. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Kloß sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.“ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Kloßen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Kloß spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheiden-

dens

Denheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweist, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nemlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kenne, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverständene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit ei-

ner

ner schändden Mine, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire „dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was „für Nutzen Künste und Wissenschaften „davou haben könnten! u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heiffen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Kloß, „daß ich niemanden in der Welt beledigen wollte —

Beleidigen! vorsehlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Kloßen das zutrauen? Einem vorsehlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswür?

würdigsten Freymüthigkeit selbst bekennt. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten.“ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klokken im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. 12.
Vorr. S. 21.

Herr Kloß in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Kloß nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon „Schuld, daß er die homerische Episode „vom Thersites um deswillen tadelt, weil „Thersites eine häßliche Person sey; dies „ses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn „deswegen weggewünscht, weil er eine „lächerliche Person sey, und durch seine „Gegenwart die feyerliche Harmonie des „epischen Gedichts zerstöre.“

210 Antiquarischer Briefe

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Kloß den Therstes aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Therstes in dem Homer bloß eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Kloß, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Kloß wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die

die

die Mittel, deren sich Homer bedienet, wieder einzulenkten, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Therfites, weil er lächerlich ist, weg müßte: so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt: sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläufiger zu erklären, im Laokoön versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Klop ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Manu von Geschmack noch lange kein Kunststichter. Zu diesem finde ich in Hr. Klopens ihr noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht

erkannt haben, wenn er schon damals die Deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Erfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadeln ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt!

„Wenn Hr. Lessing, lauten die Worte,
 „über die Zweifel, die ich gegen seinen
 „Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht
 „anders, als sehr befremden. Hr. Lessing

(*) St. 154. 55: vor. Jahr.

„sing verlangte in einem Briefe vom 9ten
 „Junii 1766 meine Widersprüche ohne
 „allen Rückhalt, und er bezeugte
 „mir in so gefälligen und höflichen Aus-
 „drücken sein Verlangen über mein Ur-
 „theil von seinem Laokoon, daß ich es
 „sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm
 „meine Meinung über einiges zu sagen.
 „Ich habe auch dieses, wie ich glaube,
 „auf eine Art gethan, die der Höflichkeit,
 „welche mir Hr. Lessing erwies, gemäß
 „war. Es war mir blos um die Liebe
 „zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den
 „Willen gehabt, etwann Fehler aufzu-
 „suchen, und dadurch Herrn Lessing be-
 „schwerlich zu werden. Wäre dieses
 „meine Absicht gewesen, so würde ich
 „gewiß seine Hypothese vom Borghesi-
 „schen Fechter zuerst angegriffen haben.
 „Ehe noch in den Göttingischen Anzeigen
 „(1768. S. 176.) diese Erinnerung ge-
 „macht wurde, hatte ich bemerkt, daß
 „Hr. Lessing zwey Statuen mit einander

„verwechselt habe. Denn die Stellung
 „des Fechters (s. Villa Borghese S.
 „217.) kann ganz und gar nicht dem
 „Chabrias beigelegt werden.“

O des unschuldigen, friedlichen, mit
 dem Mantel der christlichen Liebe alle
 Mängel bedeckenden, nur aus Gefällig-
 keit widersprechenden Mannes! Wie un-
 leidlich, wie jänkisch, wie mir selbst un-
 gleich, muß ich gegen ihn nicht erschei-
 nen! — Wenigstens legt er es darauf
 an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis iht so freundschaftlich ver-
 sparten Vorwurf, den Borghesischen
 Fechter betreffend, haben wir schon vor-
 gehabt. (*) Wenn es wahr ist, daß
 auch Er, und Er noch früher als der
 Göttingische Gelehrte, meine Verwechs-
 lung dieses Fechters mit einer andern
 Statue bemerkt hat: so mache er sein
 Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und
 worin diese Verwechslung geschehen:

(*) Brf. 36.

es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bey allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadel, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederhohlen, ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser seyn würde: neue Erklärungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

216 Antiquarischer Briefe

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenden Stücke der Deutschen Bibliothek des Hrn. Klop — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Klop sahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sahe, daß ich ihm den Krieg in
sein

sein eignes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Klok um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort

auf seine Zuschrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beispiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen: so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester
 „Herr, Sie in meinem zartesten Alter
 „ben meinem Vater in Bischofswerde ge-
 „sehen zu haben, wohin Sie ein gewisser
 „Herr Lindner, wo ich nicht irre, be-
 „gleitet hatte. Sie können nicht glau-
 „ben,

„Ben, wie sehr ich mich freue, so oft ich
 „meinen Freunden sagen kann, daß ich
 „Sie von Person zu kennen das Glück
 „habe. Warum ich es für ein Glück
 „halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn
 „ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft
 „durch eine Sprache verdienen könnte,
 „welche Ihnen verdächtig scheinen möch-
 „te, da sie so oft von der Verstellung ge-
 „braucht worden. Aber erzeigen Sie
 „mir immer die Wohlthat und glauben
 „Sie mir auf mein Wort, daß ich es
 „allezeit für meine Pflicht gehalten, ei-
 „ner Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu
 „seyn, und daß vielleicht wenige Sie so
 „zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten ge-
 „liebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht
 „Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es schul-
 „dig, daß ich einmal an einem Orte, wo
 „Barbaren und Unwissenheit herrscht
 „und wo ich nur verdrießliche Geschäfte
 „habe, auf einige Tage aufgeheutert
 „wor-

„worden. Ein Mann von Ihrer Den-
 „kungsart nimmt mein Geständniß nicht
 „übel, daß ich nicht überall mit Ihren
 „Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin
 „so frey zu glauben, daß Sie mir erlau-
 „ben, wenn ich meinen Zweifeln weiter
 „nachgedacht habe, solche in den Actis
 „litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue
 „es um noch mehr von Ihnen zu lernen.
 „Denn wie viel habe ich nicht schon in
 „Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor
 „nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine
 „neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu
 „machen. Es sind mir verschiedene ge-
 „schnittene Steine und andere Monu-
 „mente vorgekommen, woraus ein ziem-
 „licher Zuwachs von Anmerkungen ent-
 „standen. Das Gedicht des Sadolets
 „über den Laokoon hatte ich aus Joh.
 „Matthæi Toscani Carmin. Poetar.
 „illust. Italorum (Lutetiæ 1577.) wo
 „es im 2ten Theile S. 132 steht, mir
 „gleich

„gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich,
„daß Sie mir zuvorgekommen sind.

„Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzusehe, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Straton nun völlig in meinen Händen sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtaus eingewebt, welchen Richter ist mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frey, als daß er wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May,
1766.

gehorsamster Diener,
Klop.

Dies

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr u. nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesitteste Rücksicht gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klok erinnert sich, mich in seinem jüngsten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klok versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klok war auch Schriftsteller. Herr Klok bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth,

mith, zurückgeben. Endlich; Hr. Klop ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klop zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herkommende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man

man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klop; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Lese-
 „foon wenige Leser, und ich weis, daß
 „er noch wenigere gültige Richter haben
 „kann. Wenn ich Bedenken trug, den
 „jeinen davon in Ihnen zu bestechen, so
 „geschah es gewiß weniger aus Stolz,
 „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen
 „zuerst widersprochen; und ich würde sa-
 „gen, es sey blos in der Absicht gesche-
 „hen, mir Ihre Widersprüche ohne allen
 „Rückhalt zu versichern, wenn ich glaub-
 „te, daß ein rechtschaffner Mann erst ge-
 „reicht werden müßte, wenn er nach Ueber-
 „zeugung sprechen sollte. Der häßliche
 „Eherstes soll unter uns eben so wenig
 „Unheil stiften, als ihm vor Troja zu
 „stiften

„Stiften gelang. Schreibt man denn nur
 „darum, um immer Recht zu haben?
 „Ich meine mich um die Wahrheit eben
 „so verdient gemacht zu haben, wenn ich
 „sie verfehle, mein Fehler aber die Ur-
 „sache ist, daß sie ein anderer entdeckt,
 „als wenn ich sie selbst entdecke. Mit
 „diesen Gesinnungen kann ich mich auf
 „Ihr ausführliches Urtheil in den Actis
 „litter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in diesen Worten meine
 Denkungsart: es mögen also gar wohl
 meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber
 was daraus für Hr. Kloßen? Es waren,
 wie Sie gesehen, erwiedernde Worte,
 nicht auffodernde Worte. Ja so wenig
 auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten
 stuzig machen müssen. Ich lasse ihm
 merken, daß ich über meinen Paoloon
 nur sehr wenige Richter für gültige Rich-
 ter erkennen dürfte: und wenn ich ihn
 ist einen Augenblick für diesen anneh-

226 Antiquarischer Briefe

me, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es blos; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kennt-

nisse

nisse und Scharffsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch wenigere, welche diesen Scharffsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharffsinn auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spißfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eines, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Mahler finden

228 Antiquarischer Briefe

wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchem ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey

Drey und funfzigster
Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verboten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielt: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte

anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Aetis litt. (*) in welchem Hr. Kloß Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Kloß es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer
 „auf Ihre Ankunft in Halle, mein
 „werthester Herr, gewartet, und mit
 „dieser Hoffnung mir alles das Unange-
 „nehme, welches mein Professoramt bey
 „sich führet, versüßt hatte, bringt mir
 „mein Freund, Hr. Hausen, die Nach-
 „richt,

(*) Voluminis III. Pars III.

„richt, daß Sie in Berlin sind. Es
 „bleibt mir also nichts übrig, als, um
 „mir das Vergnügen, Sie zu umarmen,
 „zu verschaffen, selbst nach Berlin zu
 „reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich
 „auf Ostern meinem Verlangen werde
 „ein Genüge leisten können. Unter die
 „Vorthelle, die ich mir von dem War:
 „schauer Antrage versprach, rechnete ich
 „immer auch den, daß ich Sie einige
 „Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gege:
 „ben, das nieder zu schreiben, was ich
 „ben dem Lesen Ihres vortrefflichen Lao:
 „koons gedacht. Wenn Sie einige Au:
 „genblicke bengelegter Schrift gönnen
 „wollen, so werden Sie sehen, daß ich
 „mich derselben bedient habe. Ein Mann
 „von gegründetem Ruhme und edelem
 „Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaube
 „dem andern gern, seine schwachen Be:
 „mühungen, ihm nachzuahmen, zeigen
 „zu dürfen, und wenn er auch gleich eins:

„sieht, daß er ihn nicht erreicht, so ver-
 „zeiht er ihm doch den Mangel an Kräf-
 „ten, und liebt ihn wegen seines guten
 „Willens. Dieser Gedanke verspricht
 „mir eine freundschaftliche Aufnahme
 „meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hau-
 „sen mir sagte, daß einige Berlinische
 „Gelehrte sich über meinen Auszug aus
 „der allgemeinen Welthistorie gewundert
 „hätten, um die ganze Arbeit wieder
 „aufzugeben. Die Umstände, in wel-
 „chen ich mich befand, da sie mir ange-
 „tragen wurde, nöthigten mich, eine
 „Sache zu unternehmen, bey der ich
 „blos den Fleiß eines Tagelohners an-
 „zuwenden brauchte. Allein, schon der
 „Wink eines einsichtsvollen Kunstrichters
 „zwingt mich zu erröthen, und lieber als
 „les einzubüßen, als Vertrauen und
 „Gunst der Männer, gegen deren Ur-
 „theil ich nicht gleichgültig seyn kann.

„Ich

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und
„andern Vorrath mich in den Stand zu
„sehen, ein Buch von der alten Steins
„schneiderkunst zu verfertigen, wozu ich
„den Plan seit einigen Jahren gemacht,
„und an dessen Ausführung mich die all:
„hier herrschende Barbaren, und der
„Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergeben:
„heit, in deren Aufrichtigkeit ich nieman:
„den in der Welt nachgeben werde, habe
„ich die Ehre zu seyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct.
1766.

gehorsamster Diener,
Klop.

Was sagen Sie zu diesem Briefe,
mein Freund? Ist es nicht ein feiner,
artiger, süßer, lieblosender Brief; voll
ter Freundschaft, voller Vertraulichkeit,
D 5 voller

voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; wir hatten die Musen dudum principem inter Germaniæ; ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Hrn. Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Truhbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klok, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jezt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Zier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hrn. Kloß auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hrn. Kloß verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten.

Ich

Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwidern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist?

— Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Kloten entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel,

sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so betauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die
Ehre

Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus., —

Ueber den zwoyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal so gar, daß ich für meinen gefunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann.“ Es

scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfnis, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen
auch

auch noch die Seitenzahlen nachzubereichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Geselle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Rechte haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger. „ —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klok antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich; wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel; erspare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, in-

dem du dir die Freymüthigkeit selbst ersparest; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweenste Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner „Allgemeinen Bibliothek nicht „wäre.“

So sagt Hr. Klop! „Damals, sagt er, (*) „als ich noch an keine Deutsche „Bibliothek gedacht, (als meine Deutsche Bibliothek noch nicht Schuld war, „daß Herr Nicolai von seiner Allgemeynen Bibliothek weniger Exemplare auf „der Messe verkaufte, (**)) stand ich bey „Herr

(*) S. 468.

(**) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

„Herr Nicolai und seinen Freunden noch
 „in Gnaden. Aber sobald ich mich an
 „die Spitze der über den critischen Despo-
 „tismus Unzufriednen stellte, so sahe man
 „mich auch mit andern Augen an: dann
 „schrieb der jüngere Herr Candidat Less-
 „sing in Berlin wider mich Zeitungsart-
 „ikel, wovon der eine so ehrenrührig
 „war, daß er auf Befehl eines großen
 „Ministers unterdrückt wurde: dann er-
 „griff Hr. Magister Lessing die Feder:
 „dann ward ich selbst in der Allgemei-
 „nen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn,
 und dieser Candidat Lessing soll mein
 Bruder seyn, und wir beide sollen blos
 und allein wider den Hrn. Magister
 Klop die Feder ergriffen haben, um die
 Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai
 aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon
 manche tüchtige Lüge von mir und wider
 mich zu lesen, das Vergnügen gehabt ha-

246 Antiquarischer Briefe

be; aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämitückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Kloßische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Kloten gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen censurirt. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimdenrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Kloten wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn ge-

geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weis er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekanntem Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Klok nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht

248 Antiquarischer Briefe

eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissenschaftlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Ehrenodien, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsehrlicher

(*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

der Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeugte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Glende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen faßt, an den Kopf zu werfen, — dieser Glende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Q. 9

Aber

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Kiedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Parthenlichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstfachen betrifft.“ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Hr. Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.“ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Ohnstreitig, weil Hr. Kiedel das simpelste und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das
sim:

(*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43tes Stück.

simpelste und natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständnis, das Herr Kiedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klop, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzuhängen, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorget, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und

Hr.

Hr. Klopß will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas anzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Rücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Burben

Ben, müssen nicht alle Augenblicke sich dar-
unter durchjagen wollen; noch weniger
muß sie eine Hand hemmen wollen, die
nicht stärker ist, als der Wind, der mich
umtreibt. — Wen meine Flügel mit in die
Luft schleidern, der hat es sich selbst zu-
zuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfts-
ter niedersetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die
Journale des Hrn. Nicolai gerade einen
kleinen Octavbogen geliefert, welcher die
Anpreisung eines Werkes enthält, über
dessen Güte wir alle einig sind. Den-
noch darf Hr. Klotz mich zum geschwor-
nen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen.
Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird
meine eigene Rechtfertigung mir selbst
zum Eckel.

Sechs

Sechs und funfzigster
Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Kloßen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Ueberreißung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Kloßen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet,
daß

Daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Kloß? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?

Herr Kloß war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten, war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekommen: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen

sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Kloßens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeiget hatte, in seinen letztern allmählich sinket, oder einen Bischof mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Kloß? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? Die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreungen von weiten anzuspieren, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den,

Den, den sich Hr. Klok erlauben dürfen, Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! (*) Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o Des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht
nach

(*) Act. Litt. Voll. II. P. IV. p. 465.

(**) Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés; s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais!

nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte iudicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen.“ (*) — Abscheulicher Recensent,

(*) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a liberis plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiæ jurispruden-

Sent, wer verlangt das zu wissen? Sag
 uns, ob das Buch schlecht oder gut ist:
 und von dem übrigen schweig! Auch
 R 2 wenn

dentiam docuit, editis initio li-
 bris egregiis, eruditi ICTi nomen
 sibi paraverat, at postea, cum ad
 bibendi studium & vinarium com-
 mercium, quod non sine aliorum
 invidia, & insigni creditorum com-
 modo exercebat, se convertisset,
 acceptam jam laudem adeo dese-
 ruit, ut aut nihil plane scriberet,
 aut, quando suo nomine aliquid
 edere debebat, vel amici cujus-
 dam, his in litteris minime ver-
 sati, opera uteretur, vel ipse, quic-
 quid in mentem venisset, in char-
 tam coniiceret. Quod quidem non
 malevolo animo, aut calumniae
 causa scribimus, sed ut Conra-
 di doctrinam ab eorum forte ju-
 dicio vindicemus, qui eum non
 nisi ex postremis scriptis nove-
 runt. Tandem, quo fami fama-
 que consuleret, Lipsia abiit in pa-
 triam suam, Marburgum, &c.

wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Kloß diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersehen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Kloßen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen
noch

noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außersordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Wehrauch, verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereien dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Cæsar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujachzungen

R 3

nichts,

nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmter gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebenzigstenmale aufwärmete, eine deutsche Brühre zu gießen, ward Herr
Kloß

Kloß urplötzlich zum allgemeinen Kunst-
richter der schönen Wissenschaften — und
der Deutschen schönen Wissenschaften! Un-
ter dem Vorwande, daß er und seine
Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die
bisher von Werken des Genies gefällt
worden, nicht zufrieden wären, langte
er nicht blos seine Läuterungen desfalls
bey dem Publico ein, sondern errichtete
selbst ein Tribunal; und welch ein Tri-
bunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich!
und nicht ohne seinen bürgerlichen Ti-
tel! — Wer ist der Herr Kloß, der sich
aufwirft, über einen Klopstock, und Mo-
ses, und Kammeler, und Gerstenberg
Gericht zu halten? — Es ist Hr. Kloß,
der Geheimderath. — Sehr wohl; das
mit muß sich die Schildwache in einer
Preussischen Bestung begnügen: aber auch
der Leser? Wenn der Leser fragt; wer ist
der Hr. Kloß? so will er wissen, was
dieser Herr Kloß geschrieben hat, und

264 Antiquarischer Briefe

worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum das für gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem
Be:

Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Klok Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilisist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klok sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimräthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen

auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberen leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigsten nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale,
platte

platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besetzen: das müßte aber auch alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Übung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maasse ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Pitteratur anderer Völkter in Anschlag kömmt: so ist das eine

Wers

Bermessenheit, von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Kammeler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringe schätzbare Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgesprochen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wasserfuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Berspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem

dem

dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Kloßianismus heißen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm

Ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Nasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadel, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Kloss klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, „der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz „aus dem Tone erhelle, welcher uns, „wider unsern Willen, an den Verfasser „des

„des Bademecum für Herr Lanzgen zu denken zwingt.“ (*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Kloß klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Kloß! Quis tulerit Gracchus &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genannt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre.

Was

(*) Deutsche Bibl. siebentes Stück. S. 465.

II. Theil.

S

Was weis ich sonst von seiner Person?
Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laas loon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klozen da ertheilte, mußte mir ihn frenlich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf ißt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als bloß satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo bloß satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Baedemecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene

gene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Lantigische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klopz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und böseartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmei-

chelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd; mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler; und ſo bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Herr Kloß iſt doch immer ſo höflich gegen Sie geweſen.“ „Sogar ſeine Recenſion der antiquariſchen Briefe iſt noch ſo höflich!“

Noch ſo höflich? Der Bauernſtoß ſelbſt, hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

Was will Herr Kloß, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat,

hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrath, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermesslich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermesslicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrath ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren

Mas

Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehret, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Kloß nicht auch Herr Magister Kloß wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimderath bekümmere: und schlimm für den Geheimderath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.



